

Motto:  
„Zerschmettert den Geldgötzen!“

# Kapitalbildung, Ursache der Weltkrise

Ein gemeinverständlicher logischer Gedankengang  
in zwei Teilen und einer Nachschrift

von

Gatom Africanus

2. Auflage  
(3. Teil neubearbeitet)

1935

---

Verlag: „Widerstand“, Bund für Wirtschaft und Aufbau, Wien I.  
Deutschland: Berlin-Hermsdorf.

Copyright 1935 by Verlag „Widerstand“,  
Bund für Wirtschaft und Aufbau, Wien I  
Germany: Berlin-Hermsdorf  
Druck: E. Brenfano & Comp., Gänserndorf, N.O.

# Verrücktheiten einer verrückten Wirtschaft

Der Leser wird mit dem getreuen Ebenbilde des  
Geldgötzen und seiner Fetischpriester bekanntgemacht.



Es ist doch etwas Eigenartiges, wie eine auch nur flüchtig erfaßte Idee lange Zeit im Unterbewußtsein des Menschen ruhen kann, bis sie eines Tages plötzlich wieder neu ersteht, um nun erst feste Gestalt und Form anzunehmen.

So ist es wenigstens mit der Idee gewesen, der diese Abhandlung zu Grunde liegt. Sie kam dem Verfasser, als er vor vielen Jahren, da wohl noch kein Sterblicher etwas von Weltkrieg und Weltkrise ahnte, sinnend vor dem ehrfurchtgebietend bemoosten Haupte der ägyptischen Sphinx stand und die so wohlthuende majestätische Ruhe um ihn her mit dem sinneverwirrenden Trubel der europäischen Geschäftswelt verglich.

Die dann nach langer Zeit offen zu Tage getretene Tatsache, daß all dieses übergeschäftigte Getue schließlich zu nichts Besserem als einem eklatanten Schiffbruch des gesamten Wirtschaftslebens geführt hat, erweckte diese Idee zu neuem Leben und veranlaßte den Verfasser, der ihm nun neu entstandenen Frage nachzugehen, wie denn eigentlich die herrschende Wirtschaftstheorie dieses wirtschaftliche Debakel erklärt.

Gleich das erste, worauf er dabei stieß, war die hier wörtlich wiedergegebene Einleitung zu einer, im Oktober 1931, im Weltwirtschaftlichen Archiv erschienenen wissenschaftlichen Abhandlung (von Professor Dr. Otto von Zwiernen-Südenhorst, München):

„Wie beschämend es auch für den Stand unserer volkswirtschaftlichen Kenntnisse scheint, eine auch nur annähernde Uebereinstimmung über die Ursachen der wirtschaftlichen Not, sei es der ganzen Welt, sei es auch nur der deutschen Wirtschaftsnot, besteht nicht einmal in den wissenschaftlichen Kreisen, geschweige denn in denjenigen der praktischen Volkswirte.“

Um die gleiche Zeit äußerte sich der frühere englische Botschafter in Berlin, Lord d'Albarnon, in einem Artikel „Zahlungsmittel und Wirtschaftskrise“ wie folgt:

„Zahlreiche führende Finanzleute haben sich zu der Frage (der Wirtschaftskrise) geäußert, ich vermag aber in keiner ihrer Erklärungen ein erschöpfendes theoretisches Erfassen der Lage oder eine klare Erläuterung dessen, was vor sich geht, zu erblicken.“

Einzelne andere, auf gut Glück vorgenommenen Stichproben haben dem Verfasser gezeigt, daß auch die hervorragende Wirtschaftstheorie, angesichts dieser „Weltkrise“ mit ihrem Latein am Ende sei, und so den noch fehlenden Anstoß zu dieser Arbeit gegeben.

Das Manuskript war bereits anfangs 1932 fertiggestellt, doch erwiesen sich dann seine Gedankengänge für die wissenschaftlichen Kreise nicht „wissenschaftlich“ genug, und daß „führende Finanzleute“ für derartige lehrerische Ansichten eines „Geführten“ nichts übrig hatten, ist leicht begreiflich.

Und die Verleger? Nun einer, der aus seinem Herzen keine Mördergrube machte, drückte deren Einstellung ungefähr wie folgt aus: „Leute, die Geld oder gar ein Bankkonto haben, werden sich schwer hüten, das Buch zu kaufen, na, und die anderen, die es vielleicht tun wollten, die haben wieder nicht das Geld dazu. Wo soll da der finanzielle Erfolg herkommen?!“

So sind nun bald zwei weitere Jahre „Weltkrise“ in den Schoß der Ewigkeit dahingeflossen. Sie hat ihren zwangsläufigen Gang fortgesetzt und wird es auch weiterhin tun. Es hat sich inzwischen zwar mancherlei ereignet, doch hat der Verfasser an seiner Arbeit, außer einigen Umarbeitungen, um seine Gedanken prägnanter zu gestalten, so gut wie nichts zu ändern brauchen.

Er ist dabei, unbekümmert um alle Theorie und alle noch so „autoritative“ Ansichten und Meinungen, seinen eigenen Gedanken gefolgt, wenn auch so mancher ihm bislang selbst tabu erschienener wirtschaftlicher Prachttempel unter der Wucht der Tatsachen zu einem Schutthaufen wurde.

Das Ende seines Gedankenganges hat ihn dafür auch an das vorgeahnte Ziel geführt, zu der Beantwortung der auch von dem wißbegierigen englischen Diplomaten gestellten Frage, was in dieser Wirtschaftskrise eigentlich „vor sich geht“.

Wir möchten nun auch den Leser zu der gleichen Erkenntnis führen, so daß er selbst darüber urteilen kann, was von dem mehr oder weniger blauen Dunst zu halten ist, der ihm und uns allen von „sachverständiger“ Seite über die Ursache unserer Not und unserer „Errettung“ daraus schon vorgemacht worden ist. Einem solchen Erkennen des wirtschaftlichen Geschehens steht aber nicht allein die ganze Autorität unseres, teils aus Gewohnheit, teils durch Ueberlieferung schier geheiligten Wirtschaftssystems entgegen, das überdies noch von allen seinen Nutznießern besonders hartnädig verteidigt wird, es ist ihm auch in der eigenen Befangenheit des modernen Menschen, in seinem Nur-Gelddenken, ein schier unüberwindliches Hindernis gesetzt.

Den Leser nun von diesen Voreingenommenheiten loszulösen und ihn so für ein klares Erfassen der in den zweiten Teil verlegten eigentlichen Beweisführung vorzubereiten, ist der hauptsächlichste Zweck des ersten Teiles dieser Abhandlung.

Wenn wir nun dem ungeheuerlichen Monstrum, zu dem sich das kapitalistische Gewächs im Laufe der Zeit entwickelt hat, ernstlich zu Leibe gehen wollen, so müssen dabei auch Späne fliegen und es wird eine gelegentlich derbe und deutliche Sprache notwendig sein.

Es sei darum auch noch klargestellt, daß unser Kampf nirgends irgendwie den Personen gilt, auch wenn sie Verkünder einer hier der Kritik unterzogenen Ansicht sind. Uns kommt es einzig und allein

darauf an, der Wahrheit über einen von uns als solchen erkannten Unsinn zum Siege zu verhelfen.

Verfolgen wir nun die Einstellung gerade derjenigen Kreise, die sich so selbstbewußt als Führer der Weltwirtschaft bezeichnen, zu dem katastrophalen Ergebnis ihrer eigenen Kunst vom Anfange an, so bildet sie eine fortlaufende Kette von vollkommener Ratlosigkeit und Widersprüchen. Zuerst wurde da in jedem Staate das eigene Versagen mit der „Weltwirtschaftskrise“ entschuldigt, was ja nichts anderes heißt, als daß man die Krise mit ihr selbst erklärte. Nun, die Weisheit, daß die Armut von der Powerteh herrührt, die haben wir schon von dem darüber unsterblich gewordenen Onkel Bräsig gehört.

Und im Orchester unserer Wirtschaftstheoretiker blies ein jeder unentwegt seine eigene Melodei: Reparationen, Kriegszliquidierung, Rationalisierung, Mechanisierung, Kapitalmangel, Zollmauern, bis zu dem Goldstrom, „der den Berg hinauffließt!“

Allenthalben betrachtet man das Wirtschaftsgeschehen lediglich aus der Handelsperspektive und macht Alles, was auf Erden existiert, zur „Ware“, die nur dazu da ist, um verkauft und gekauft zu werden und so damit „Geschäfte“ zu machen.

Es wird dann noch die menschliche Arbeitskraft zur Ware gemacht, was, da sich doch diese Arbeitskraft von seinem Träger Mensch nicht trennen läßt, so viel heißt, wie: Mensch-Ware. Damit stellt man den Menschen auf eine Stufe mit dem Ostseehering oder einem Paar Holzpantinen, und macht so mit bewunderungswürdiger Logik das Subjekt gleichzeitig auch zum Objekt.

Und zu guter Letzt wird auch noch das Geld, das den „Preis“ aller dieser Waren nach dem „Gesetz“ von Angebot und Nachfrage selbstherrlich bestimmen soll, selbst wieder Ware und unterliegt dem gleichen Gesetze, womit dann dieser einzige feste Punkt, um den sich dieser allgemeine Warentanz drehen soll, in den allgemeinen Strudel mit hineingerissen ist. Was Wunder, daß sich schließlich kein Mensch mehr in diesem Herrensabbath von Logik zurecht findet.

Beginnen wir zunächst damit eines dieser Fundamente der modernen Wirtschaftstheorie näher auf seine Tragfähigkeit zu untersuchen: Wenn der Preis der menschlichen Arbeitskraft sich tatsächlich nach Angebot und Nachfrage richten würde, dann müßte jetzt, wo doch so viele Millionen von Arbeitslosen auf den Preis drücken, dieser schon lange unter das Existenzminimum gesunken sein. Der Arbeiter könnte sich für seinen Lohn nicht einmal mehr ernähren, müßte also, Dank dieses „Gesetzes“, elendiglich verhungern. Womit dann wenigstens auch diese Theorie sich von selbst erledigt hätte.

Bei der „Ware“ Mensch stimmt also diese Gesetzmäßigkeit schon nicht. Lassen wir sie nun einmal bei einer anderen Ware sich auswirken.

Wir wollen annehmen, ein junger Saugenichts will einige alte, von seinem Großvater ererbte Bücher, die dieser wieder von einem weitgereisten Freunde erworben hatte, zu Gelde machen. Beim Durchblättern durch den Antiquar fällt von ungefähr eine vergilbte Briefmarke heraus, die sich bei näherer Untersuchung als ein bisher gar nicht

bekannt gewesenes Unikum erweist. Das Ereignis wird publik, Blätter berichten weitläufig darüber, die halbe Welt gerät in Ekstase.

Zwei fanatische Briefmarkensammler, die sich einen solchen Spaß infolge vorübergehender unermüdlicher Kapitalbildung leisten können, machen sich das seltene Ding streitig und treiben den Preis bis auf sagen wir 600.000 Mk. in die Höhe. Wie verhält sich nun dieser doch richtig durch Angebot und Nachfrage bestimmte Preis zu dem Preise der anderen Ware, der menschlichen Arbeitskraft? Wird das durchschnittliche Jahreseinkommen eines Arbeiters mit 2400 Mk angenommen, so entspricht der für eine Briefmarke, deren Herstellungskosten doch praktisch gleich Null sind, gezahlte Preis etwa der Tagesleistung von 100.000 besseren Arbeitern.

Solche Blüten kann dieses „Gesetz“ treiben, das den Preis einer Sache von dem Hasardbegriff „Angebot und Nachfrage“ abhängig macht.

Wir können von hier aus gleich einen Schritt weiter in unseren Betrachtungen machen:

Unser junger Taugenichts trägt nun seine ihm so mühelos in den Schoß gefallenen 600.000 Mk. auf die Bank und er, der sonst noch nie in seinem Leben etwas Nützliches geleistet hat, hat jetzt eine volkswirtschaftlich höchst bedeutungsvolle Tat vollbracht: Er hat „Kapital gebildet“, und so die gerade sehr kapitalhungrige Wirtschaft „befruchtet“. Sein Kapital bringt ihm nun, über das Wie ist er aller Sorgen enthoben, jährlich 10 % „Zinsen“ ein. (Die deutsche Wirtschaft ist ja infolge ihres Falles in der glücklichen Lage, so hohe Zinsen bezahlen zu können, wogegen das reiche aber schäbige Amerika nur 5 % bietet.)

Unser neugebafter Kapitalist verfügt nun über ein „Einkommen“ von jährlich 60.000 Mk. Da er aber nicht gerade an eine luxuriöse Lebensführung gewohnt ist, kann er davon beim besten Willen nicht mehr als 10.000 Mk. verbrauchen, so daß er nachgerade gezwungen ist, mit den ihm verbleibenden 50.000 Mk., die Wirtschaft immer weiter kapitalbildend zu befruchten. — Wir überlassen es gerne unseren Wirtschaftstheoretikern, den Faden weiter zu spinnen und sich dann zu wundern, daß es bei diesem System zu Krisen kommt, während wir uns nur wundern, daß sich irgend jemand noch darüber wundert, daß dem so ist.

Doch wir brauchen erst gar nicht zu Hypothesen unsere Zuflucht zu nehmen. Wo wir auch ins volle Wirtschaftsleben hineingreifen, überall können wir uns solche interessante Kunststücke der modernen Geldakrobatie herauslangen. Unsere Leser werden sich da noch der sonderbaren Geschäfte eines aus den Grundstücksstransaktionen der Stadt Berlin berühmt gewordenen Grundstücksmaklers erinnern, der unter freundschaftlicher Beihilfe eines nicht minder geschäftstüchtigen Stadtrates an einer kleinen Grundstücksschieberei im Handumdrehen so seine 2 Millionchen „verdiente“. So etwas scheint für diese Kategorie „erwerbstätiger“ Staatsbürger, aus ihrem späteren, selbstbewußten Auftreten im Gerichtssaale zu schließen, eine ganz alltägliche und selbstverständliche Angelegenheit zu sein.

Auch der weise Radi findet alles in schönster Ordnung und entscheidet denn auch, daß der gute Mann, das Geld wirklich „verdient“ und



rechtmäßig erworben hat. Er kann sich also den Gegenwert dafür jederzeit kaufen. Der Gegenwert ist somit die reelle Arbeit!

Setzen wir wieder an ihre Stelle den Jahresverdienst eines besseren Arbeiters mit etwa 2400 Mk., so finden wir, daß diese Säule des kapitalistischen Systems mit verblüffender Firigkeit die Jahresleistung von 833 solcher Qualitätsarbeiter aus dem Nichts hervorgezaubert hat.

Der sehr gelehrte Richter scheint dabei über seinen papierernen Gesetzen ganz die ewigen Naturgesetze vergessen zu haben, denen zufolge bei keinem Naturvorgang etwas aus dem Nichts entstehen kann. Aber diese Art, Geld zu verdienen, ist anscheinend eine offiziell anerkannte übernatürliche Hexerei.

Nun, es gehört doch nicht mehr als ein Quäntchen gesunden Menschenverstandes dazu, ein Beweismittel, das wohl auch bei diesem Gerichte nicht beizubringen war, um zu erkennen, daß dieses ganze Geschäft ein durch den Geldnebel verschleierter Diebstahl an der Allgemeinheit ist.

Die zwangsläufigen Folgen solcher „Kapitalbildungen“ haben wir ja schon bei unserem Briefmarkenhelden gesehen.

Wir wollen sie hier nun noch etwas variieren und annehmen, die Wirtschaft befände sich wieder einmal auf einem „Wellenberg der Prosperität“, was durch neue „Kapitalinvestitionen“ auszunützen ein jeder tüchtige Geschäftsmann nachgerade als eine sich selbst schuldige Pflicht erachtet. Die späteren Folgen einer solchen allgemeinen Produktionssteigerung?? — „Aber, ich bitte Sie, lassen Sie nur der „Freien Wirtschaft“ freie Hand, es muß sich bei diesem wunderbarsten aller Wirtschaftssysteme alles „von selbst“ regeln!“

Nach diesem Grundsatz vergrößert nun ein produktionszeifriger Fabrikant mit dem inzwischen in „Leihkapital“ verwandelten Millionen unseres kapitalbildenden Herrenmeisters sein gerade gut beschäftigtes Werk, indem er weitere Gebäude errichten läßt, neue Maschinen bestellt, also das Geld „unter die Leute bringt“ und das Leihkapital nun weiter in „Produktionskapital“ umwandelt. Selbstredend ist das Kapital samt einem „angemessenen“ Zinssatze vorher durch eine „Hypothek“ sichergestellt worden, womit der Geldgeber augenfällig zum stillen Teilhaber des Geschäftes wird — aber bitte: Ohne Risiko! Er hat seine kapitalistische Pflicht getan, als er das Kapital scheffelweise aus dem Nichts hervorgezaubert hat, er kann nun auch jetzt sein Geld für sich arbeiten lassen“. Das Risiko trägt der „Geldnehmer“ ganz allein.

Der notwendige Dritte bei dem Geschäft, der Arbeiter, der liefert hierzu einfach seine Ware Arbeitskraft. Er hat weder Kapital gebildet, noch trägt er irgend ein Risiko, also hat er auch nichts zu melden.

Auf diesem Abkommen wird nun lustig losproduziert und losprofitiert. „Geldgeber“ wie „Geldnehmer“ kommen dabei vorzüglich auf ihre Rechnung. Bis auf einmal die Sache umschlägt: Der Absatz stockt, die Preise fallen, kurz: Es geht den Wellenberg wieder sachte aber sicher hinunter. Kein Mensch weiß, warum. Denn, obwohl jeder mit gutem Gewissen schwören kann, nichts getan zu haben, was den herrlichen Mechanismus der „Freien Wirtschaft“ stören könnte, will er auf einmal nicht mehr funktionieren.

Der „Arbeitgeber“ findet jetzt, daß sich das Risiko beim Verdienen doch leichter tragen läßt, als beim Verlieren und sucht es nun, auf dem kürzesten Wege, auf den „Arbeitnehmer“ abzuwälzen: Er „rationalisiert“! D. h. auf deutsch, man setzt die überflüssig gewordenen Arbeiter an die frische Luft und findet, daß nun die Ware Arbeitskraft im Preise gesunken ist. Also Lohnkürzung.

Unser Unternehmer muß aber bald zu seinem Schrecken feststellen, daß sich die so jäh dahin gegangene Konjunktur auch mit solchen Manövern nicht mehr zurücklocken läßt.

Der über die ganze kapitalistische Welt plötzlich aufgestiegene Wassergeschmack nach Pleite, durchzieht jetzt auch die stolzen Räume seiner Fabrik. Noch arbeitet zwar das alte Werk, noch könnte man sich damit über Wasser halten, wenn — ja wenn der „stille“ Teilhaber nicht wäre. Der pocht allerdings laut auf seinen Schein und fordert sehr vernehmlich „seine Zinsen“.

Lieber Leser, wir gehen nun zusammen in Gedanken an den nun ausgestorbenen schönen neuen Fabriksgebäuden vorbei und betrachten mit Grauen diese brachliegenden toten Massen. Produktion? Produktionskapital?? Da kann wahrlich schon der Blinde merken, daß hier nichts produziert wird!

Und doch, der Blinde irrt, Du irrst, wir alle irren uns. Wie einst die zwei Millionen so zauberhaft aus dem Verborgenen erstanden sind, so „arbeiten“ sie auch jetzt wieder im Verborgenen weiter und erzeugen so den Zins. Es ist Sache des „Schuldners“, diese geheimnisvolle Werkstatt ausfindig zu machen und dem „Gläubiger“ zu seinem Gelde zu verhelfen. Und wenn auch die Wellen der jetzt unaufhaltsam hereinflutenden „Depression“ am Ende Schiffer und Rahn verschlingen: Unsere kapitalistische Säule steht fest in der tosenden Brandung. Kein Richter wird es wagen, ihr verbrieftes Recht anzuzweifeln oder sie auch nur mit dem Schatten eines Vorwurfs zu belasten, daß sie selbst an dieser Katastrophe Schuld sein könne.

Das ist nun keine Phantasie mehr, das ist tragische Wirklichkeit, die Millionen tüchtiger Arbeiter des Kopfes und der Hand verkommen läßt und fleißige Bauern von ihren Höfen vertreibt — **eines Hirngespinnstes wegen!**

Nun konnten wir ja aus der Skandalrubrik unserer Tagespresse ersehen, daß diese Art von Kapitalbildung in der Zeit der „Prosperität“ in Stadt und Land in aller Herren Länder ganz alltägliche Dinge sind. Die Hunderttausend und Millionen schwirrten da nur so durch die Luft und wir Anderen kommen uns dann vor, wie der ausgesteuerte Erwerbslose, der schnuppernd vor der Küche des Grand-Hotels steht und seufzt: „Ach, wie riecht es hier schön heraus, wenn ich nur ein Stück Brot dazu hätte.“

Nun sind das aber bloß die Weilchen, die in dem sonst mit Prachtgewächsen aller Art reichlich ausgestatteten kapitalistischen Parke mehr oder weniger im Verborgenen blühen.

Und in den „Börsen“ hat man sich dann noch besondere Treibhäuser errichtet, oder vielleicht besser gesagt: Tollhäuser. Man muß

es mit eigenen Augen gesehen haben, wie hier ein wahnwitziges Börsianertum durch Emporbrüllen der „Kurse“ in wenigen Minuten Millionen und Milliarden „verdient“. Was Wunder, daß man am anderen Ende dieser Kette potenzierten Blödsinnes das Obst auf den Bäumen verfaulen läßt, das Korn verbrennt und die Milch in die Flüsse gießt.

Was diese „Börsen“ in Wirklichkeit sind, ist doch wahrhaftig nicht schwer zu sehen: Tempel der Spielwut, in denen die gerissensten Bluffer den blind und blöde gemachten Kleinspekulanten ihr Geld abnehmen. Und diese Bluffer sind gerade so geistreich wie die ganze kapitalbildende Phraseologie:

„Wie der Draht aus New-York meldet, hat die Gemahlin des bekannten Oelkönigs und Multimilliardärs Mr. Fettfleck bei einem Kaffeefränkchen in der Gold- and Marbellstreet einem Reporter des „Chicagoer Bluffers“ mit vielsagendem Lächeln zugeflüstert, jemand hätte ihr einen Floh ins Ohr gesetzt, daß...“ — Wie? Mrs. Fettfleck, Floh im Ohr? Großartig! — Letztes Börsenbulletin: „Auf äußerst günstige Geschäftsaussichten hin sind die Aktien des Insektenpulver-Ersts um 110 % gestiegen, wovon alle anderen Papiere mitgerissen wurden. Es kam zu einer stürmischen Hauffe.“

Und der Finanzminister von Trottelshausen ist glücklich, seine Volksgenossen am nächsten Tage mit der Nachricht erfreuen zu können, er hätte bereits in einer schlafgeopferten Nacht ausgerechnet, daß die Nation durch das „Steigen aller Papiere“ um rund eine Milliarde reicher geworden sei.

24 Stunden später erzittert derselbe Draht mit der fürchterlichen Nachricht vom Hofe des Königs von Honolulu: Der Kammerdiener Sr. Majestät habe beobachtet, wie Hochdieselbe heute früh schlaftrunken mit dem linken (!) Fuße zuerst aus dem Bette gestiegen sei.

„Haben Sie gehört? Höchst bedenklich! Geben Sie schnellstens Verkaufsbordres.“ — Letztes Börsenbulletin: „Auf höchst beunruhigende politische Nachrichten aus Honolulu hin gab es heute an der Börse einen schwarzen Tag. Sämtliche Papiere um 200 % gefallen.“

Da der Herr Finanzminister v. S. sich diesmal ausschweigt, so erfahren es seine Untertanen zu ihrem Glücke nicht, um wieviel sie nun wieder ärmer geworden sind.

Man kann sich da nur fragen: „Ist das nun bewußt betriebener Schwindel, oder hochgradiger Gehirnschwund?“

Wir haben schon gehört, daß das Schiff der Weltwirtschaft nicht auf glatter Bahn seinen festen Kurs fährt, sondern daß es, der Selbststeuerung der „Freien Wirtschaft“ überlassen, ziellos über konjunkturmäßige Wellenberge und Wellentäler getrieben wird. Dieses Gleichnis stammt nicht etwa von uns, es ist vielmehr in der „klassischen“ Theorie verankert und diese hat sich bislang vergeblich bemüht, die Gesetzmäßigkeiten dieser „Konjunkturschwankungen“ zu ergründen.

Wenn man sich gerade auf einem Wellenberge befindet, dann ist es ja eine ganz angenehme und meist auch sehr einträgliche Sache für die „Kapitäne der Wirtschaft“, das volle Verdienst daran für sich

selbst in Anspruch zu nehmen und den entsprechenden Platz in der dann alles bestrahlenden Sonne der Prosperität zu belegen.

Weniger angenehm wird die Geschichte, wenn man sich wieder einmal in ein Wellental hineingewirtschaftet hat, und nun die dafür Schuldigen ausfindig machen soll. Der Krieg, der Friedensvertrag, Inflation, Deflation, dabei fangen selbst die Gläubigsten der Gläubigen schon an, im Geheimen mit dem Kopfe zu schütteln. Ist „man“ nicht, dem Eingeständnis eines großen Staatsmannes zufolge in den Krieg hineingestolpert und ist „man“ vielleicht dann nicht auch in den Frieden, in Inflation und tutti quanti „hineingestolpert“? Ist das nicht alles Menschenwerk. Und wer soll dafür verantwortlich sein, wenn nicht diejenigen, die sich berufen fühlten, die Menschheit so zu führen?!

Da muß man schon nach anderen Schuldigen suchen. Und wie es bei der Findigkeit der sachverständigen Schriftgelehrten und Pharisäer nicht anders zu erwarten war, hatten sie bald eine der ihrigen ebenbürtige „Wissenschaft“ hinzugefunden, mit deren Hilfe man so viel Sündenböcke finden kann, als man nur braucht.

Zuerst war es der amerikanische „Volkswirtschaftler“ **Moore**, der es herausgefunden hat, daß diese ganze Weltwirtschaftskrise auf nichts anderes zurückzuführen sei, als auf die Bewegungen des Planeten Venus — aha! Cherchez la femme! — Und in der „Weltwirtschaft“, Organ der Deutschen wirtschaftlichen Gesellschaft (!), stand es dann zu lesen, daß ein Herr Dr. H. O. Ertner die langen Wellen der Konjunktur auf die quadratischen Winkel zwischen den Planeten Neptun und Saturn (uff!) zurückführt und die Dringlichkeit der Finanzreform in Deutschland damit verbindet, daß Saturn im Steinbock und Uranus im Widder steht. (sic!)

Nach dieser „wissenschaftlichen“ Beweisführung warten wir nur noch darauf, daß man sich das Ende der jetzigen Krise und den Anfang der nächsten von Frau Müllern aus dem Kaffeefasse prophezeien läßt. Vorderhand möchten wir dazu nur bemerken, daß, wenn wir es auch ganz gut begreifen, welche bedenkliche Störungen es in der Himmelsharmonie verursachen muß, wenn die Venus in Opposition zum Mars steht, wir es umsoweniger verstehen, was dies mit unserer Menschennot zu tun haben soll. Wir haben dafür eine unserm bescheidenen Planeten näher liegende Erklärung, die wir ohneweiters aus unseren bisherigen Untersuchungen herleiten können:

Die kleinen Schönheitsfehler unseres ansonsten so wundervollen kapitalistischen Wirtschaftssystems, haben dann eben bereits solche Dimensionen angenommen, daß sie nur mehr durch eine Radikalkur wieder entfernt werden können. Etwa so, wie Herr Generaldirektor Kommerzienrat **Goldheimer** alljährlich nach einer Reihe von Wirtschaftsbanketten mit Gänseleberpasteten und sonstigen, dem gewöhnlichen Staatsbürger unerreichbaren Genüssen, von seinem Hausarzte schleunigst nach Karlsbad geschickt wird, um dort die in seinem Körper aufgespeicherten Giftstoffe wieder los zu werden, mit dem Unterschiede allerdings, daß, während dort Herr Goldheimer seine Sünden selbst abzubüßen hat, die unschuldigen Objekte seiner natürlich stets „hervorragenden Verdienste“, hier gerade die Hauptleidtragenden sind.

Wenn wir hier wieder, wie schon des Oesteren, den Ausdruck „kapitalistisches Wirtschaftssystem“ gebrauchten, so haben wir uns damit nur einer landläufigen Charakterisierung bedient. An und für sich ist für die meisten auch das Wort „kapitalistisch“ nur ein begriffloses Schlagwort, so wie alle anderen, hier bereits unter „...“ gebrachten Schlagworte.

Ein Begriff für „kapitalistisch“ setzt eine klare Definition des Wortes „Kapital“ voraus. Nun sollte man allerdings annehmen, daß der Begriff „Kapital“ im kapitalistischen Wirtschaftssystem so sonnenklar definiert ist, daß Meinungsverschiedenheiten darüber überhaupt nicht aufkommen können.

Hören wir hierüber den Volkswirtschaftler E. C. van Dorp, der im Oktoberheft 1931 des „Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ schreibt:

„Meiner Darlegung möchte ich die Bemerkung vorausschicken, daß eine wissenschaftliche Untersuchung über die Ursachen des Kapitalzinses und seiner Höhe nur dann möglich ist, wenn man damit anfängt (!), sich selbst klar zu machen, was man unter Zins und Kapital überhaupt versteht“. (sic!) — Und weiter: „Man hat sich nämlich nie gefragt, was denn das Kapital wäre, das den Zins erzeugt.“ (!). „Die Begriffsverwirrung erreicht bei Böhm-Bawerk ihren höchsten Grad.“

Nun, wir glauben gerne, daß Herr van Dorp mit seiner Kritik recht hat, möchten aber unsererseits dazu bemerken, daß diese kapitalistische Begriffsverwirrung, wie wir noch später dartun werden, ganz univiersell ist. Ja, wir müssen sogar gestehen, daß wir uns schon keine Vorstellung davon machen können, wie es dabei zugeht, wenn das Kapital den Zins „erzeugt“.

Wir können hier zunächst wieder einmal klassische Logik bewundern:

Wie wir ja schon wissen, ist nach ihrer Theorie alles auf der Welt Ware, und so besteht das Kapital aus lauter Waren. Ware ist auch der Mensch, somit ist auch Mensch = Kapital!

Es gibt dann natürlich auch einen Unsinn, der kapital ist.

Uns interessiert aber nur das Kapital, „das den Zins erzeugt“, und mit diesem wollen wir uns hier näher befassen.

Dieses Kapital soll nun, wie uns ja immer von autoritativer Seite nahegelegt wird, durch Sparen gebildet werden. Wißbegierig, wie wir einmal sind, fragen wir da: „Was ist denn eigentlich „Sparen“?“ Dumme Frage! Nicht wahr? — Nun, wir wollen sehen: Nicht selten gefällt man sich darin, uns als nachahmungswerte Vorbilder der Sparsamkeit die fleißige Biene, den schlauen Hamster, anzuführen, die doch auch zu Zeiten des Ueberschusses für die Zeit der Knappheit vorsorgen. Sparen die aber im kapitalistischen Sinne? Man sagt doch, sie hamstern und gerade das soll doch ein guter Staatsbürger nicht tun. D. h., ganz so klar ist auch das nicht. Es ist nur dann verpönt, wenn unsere Finanzgrößen es fertig gebracht haben, das Geld so wertlos im Verhältnis zu den Dingen zu machen, da jeder davon schleunigst in die „Sachwerte“ flüchtet. In solcher Zeit kann jeder so viel Geld hamstern, als er nur will; nur tut es dann niemand gerne und der es dennoch tut,

ist der Reingefallene. Ist aber der umgekehrte Fall eingetreten und das Geld rar geworden, dann darf man wieder Sachwerte ad libitum hamstern, fällt aber auch damit wieder rein. Es ist doch ein ganz eigenartiges System, das das Volk so oft in Gegensatz zu seinen Führern stellt.

Und ähnlich ist es auch mit dem Sparen. Man gibt sich ja jetzt nicht einmal mehr die Mühe, zu sagen: Spart, damit Ihr in der Not habt, denn das wäre doch auch auf die beiden Arten des Hamsterns, sowohl der Dinge, als auch des Geldes, zu erreichen, sondern man sagt uns ohne falsche Scham: „Spart, damit Kapital für die „notleidende Wirtschaft“ — sprich Bankmagnaten — gebildet wird“.

Danach gibt es also doch dreierlei Arten von Sparen. Das Sparen in Dingen, das Sparen in Geld, beides im Sinne des Hamsterns und das Sparen in —? Es hört sich zwar wie ein Paradoxon an, wir halten aber als die treffendste Definition dafür: Das Sparen in Schulden. Denn es kann doch niemand im kapitalistischen Sinne sparen, ohne daß nicht ein Anderer das gesparte Geld schuldig wird, und je größer auf der einen Seite die Spargroschen werden, desto höher steigen auf der anderen die Schulden.  $X$  Spargelder =  $X$  Schulden. Ganz richtig ist das zwar auch nicht, weil ja zu den Schulden noch die Zinsen und sonstigen „banktechnischen“ Kleinigkeiten hinzukommen, was aber vorher noch unberücksichtigt bleiben kann.

Schulden stellen aber doch unstreitig einen Wechsel auf die Zukunft dar, woraus das Eine klar zu ersehen ist, daß das kapitalistische Sparen eine Transaktion in die Zukunft ist. Das ergibt sich ja auch aus dem ganzen Vorgang von selbst: Wenn der Arbeiter und Angestellte den ihm in Lohn und Gehalt zugemessenen Anteil an der Volksproduktion nicht ganz verbraucht, so verzichtet er keinesfalls darauf. Er gibt „sein erspartes Geld“ und will dieses „Geld“ später, wenn er es gerade braucht, wieder haben; das ist doch die einfachste Sache von der Welt!

Nun, uns will die Sache gar nicht so einfach erscheinen. Der Sparer will doch letzten Endes nicht das Geld haben, sondern **das Ding**, das er sich damit kaufen kann. Wenn er für das Geld nichts bekommen könnte, würde er sich höchstens dafür bedanken. Das hat ja die Inflation sehr handgreiflich gezeigt. Sparen tut er aber doch **in Geld!**

Es ist dieser evidente Denkfehler des modernen Menschen, das Geld und das Ding gleich zu stellen und wie Kraut und Rüben durcheinander zu bringen, der zu einer ganz falschen Geldtheorie, und über diese zu dem kapitalbildenden Unsinn geführt hat.

Gleich der nächste Schritt wird uns mitten in diesen Hexensabbath von Unlogik hineinführen:

Wir haben bereits die verblüffende Tatsache feststellen können, daß man im Zeitalter des Energieprinzips so eine 2.000.000 Mk. als Gegenwert der Jahresleistung von 800 Qualitätsarbeitern ohne weiteres aus dem Nichts hervorheren kann. Nun hat aber so ein Hexenmeister dann das Geld nicht allein verdient, er hat es gleichzeitig „**gespart!**“ Es unterscheidet sich nunmehr in nichts von dem Spargroschen des „Kleinen Mannes“, es sei denn, daß es bei den 800

Arbeitern weniger fix gehen würde, sich aus ihrem Jahresverdienst von 2400 Mk. so ein rundes Sümmechen „zurückzulegen“.

Wenn der Weinhändler Bantschmann seine Bestände mit Hilfe der Wasserleitung etwas verlängert, so weiß er wenigstens, daß die Liebhaber eines guten Tropfens an seine kanaanitische Verwandlungskunst nicht so recht glauben würden und zieht sich diskret in sein verschwiegenes Kellerlein zurück. Unsere Finanziers brauchen solche Rücksichten auf ihre Kundschaft nicht zu nehmen und können ihre Geldpatscherei ganz coram publico vornehmen, Dank der grenzenlosen Gedankenlosigkeit eben dieses Publikums.

Und so wie der kleine Herr Bantschmann aus Wasser und Wein seine Liebfrauenmilch fabriziert, so macht der große Herr Goldheimer aus erhartem Schiebergeld und echten Spargroschen sein „Leihkapital“, „das Kapital, das den Zins erzeugt“.

Man kann sich nun auch eine ungefähre Vorstellung darüber machen, wie dieser Sprößling beschaffen sein wird.

Ganze Bände sind schon geschrieben worden, um zu beweisen, daß das Zinsphänomen etwas anderes ist, als ganz gewöhnlicher blauer Dunst. Auf welchem Niveau diese Argumentationen stehen, darüber soll ein hier auf Gut Glück aus der klassischen Literatur herausgegriffenes Zitat zeugen:

„Der Zins wird bezahlt, weil Gegenwartsgüter in aller Regel mehr wert sind, als zukünftige Güter gleicher Art und Zahl.“ — Das wurde zu einer Zeit geschrieben, als man daran ging, die „Gegenwartsgüter“ in Amerika zu verbrennen oder ins Meer zu schütten.

Und da die Verfechter der Zinstheorie sich über alle diese augenfälligen Haltlosigkeiten ihrer Theorie sehr einfach damit hinwegzusetzen versuchen, daß sie sagen: „Der Zins müsse bezahlt werden, weil es immer so gewesen ist“, so sei hier festgestellt, daß der Zins schon seit alters heftig bekämpft worden ist. Kein Geringerer als der „Vater der Logik“, Aristoteles, hat dem Zins jede Berechtigung abgestritten, weil „das Geld nicht hecken könne“. Bis in das 18. Jahrhundert hinein war das Zinsnehmen auch nach kirchlichem Rechte verboten. Erst das kapitalistische Wirtschaftssystem hat das ganze volkswirtschaftliche Denken mit dem „Zinsphänomen“ erfüllt.

Das schlagkräftigste Argument dafür ist die Behauptung, das entlehene Geld müsse verzinst werden, weil es bei dem Geldnehmer dann für den Geldgeber „arbeite“, was man besonders durch das Arbeiten der Maschine veranschaulichen möchte: Die Maschine arbeitet, die Maschine ist mit dem geborgten Gelde angeschafft, folglich erzeugt sie auch den Zins. Daß das Kapital auch dann noch seinen Zins fordert, wenn die Maschine längst zu arbeiten aufgehört hat, weil es gar keine Arbeit mehr gibt, über solche Kleinigkeiten geht die kapitalistische Logik einfach zur Tagesordnung über.

Ebenso wie über die auffallende Eigentümlichkeit, daß das Kapital seine zinszeugende Arbeit erst mit dem Moment zu beginnen scheint, als es aus den Händen des Kapitalbildners in diejenigen des Schuldners übergeht.

Ja, wir haben es bei den „Reparationen“ sogar erleben müssen, daß auch das rein negative Kapital, die Tribute, Zins erzeugt! Wahrscheinlich „arbeiten“ diese auch. Hier „zeugt“ ein Unsinn tatsächlich den anderen: Das Geld wird von dem Moment an verzinst, als es in eine Schuld umgewandelt wird, demnach müssen alle Schulden Zinsen bringen. Folglich mußte auch Deutschland die ihm aufgebrummte „Reparationsschuld“ verzinsen. Es dürfte sich in diesem Zusammenhang schon lohnen, diesen eklatanten Beweis wirtschaftlichen Unverstandes, kurz Revue passieren zu lassen:

Durch das Londoner Ultimatum vom 5. Mai 1921 wurde die Reparationsschuld Deutschlands auf 132 Milliarden Mark „festgesetzt“. Die Beratungszimmer der daraufhin zusammgetretenen „Reparationskonferenz“ blieben zwar — wohl aus guten Gründen — für die wißbegierig Mitwelt hermetisch verschlossen, wir können es uns aber, auch ohne dabei gewesen zu sein, vorstellen, wie sich die Denkapparate dieser illustren Versammlung aller tonangebenden Finanzkoryphäen der kapitalistischen Welt darob zermarterten, wie dieses nette Sümmchen „angemessen“ zu verzinsen wäre, von der „Amortisation“ gar nicht zu reden.

Lumpen lassen konnte man sich schon um des Prestiges Willen nicht, also unter 6 % war nichts mehr diskutabel: 6 % von 132.000.000.000 = 8.000.000.000 Mk. allein an Zinsen! Das erschien wohl selbst diesen „sachverständigen Kreisen“ nicht so ganz geheuer. Also mußte man die Geschichte anders versuchen. So erblickte endlich unter schrecklichen Wehen der „Dawesplan“ unrühmlichen Angedenkens das Licht der kapitalistischen Welt, mit seinem als „Reparationsagenten“ maskierten Zwangsverwalter.

Dieser lehte so plötzlich am kapitalistischen Finanzhimmel aufgetauchte Stern erster Größe, der selbstredend entsprechend seiner eminenten Leuchtkraft auch honoriert werden mußte, tauchte aber ebenso plötzlich wieder unter, als man endlich merkte, daß die Sache mit einer riesigen Blamage enden mußte.

Nur das offizielle Deutschland schwamm in eitel Wonne über die wiedererlangte „finanzielle Selbstständigkeit“, und überbot sich in Versicherungen, daß man ohne Mister Parker noch viel prompter zahlen werde als mit ihm — bis sich dann allmählich herausstellte, daß „man“ sich wieder einmal geirrt hatte.

Nun wiederholte sich der ganze Kummel von neuem. Mit dem üblichen Samtam erschienen die gleichen, so oft blamierten „Sachverständigen“ wieder auf dem Plan, um mit selbstgefälliger Wichtigtuerei und einem entsprechenden Geldaufwand — der bei allen solchen „Konferenzen“ wohl gefezmäßig im umgekehrten Verhältnis zu den Leistungen steht — schließlich nach schier unendlichem Kopfzerbrechen die Milchmädchen-Rechnung des inzwischen gleichfalls seelig entschlafenen „Youngplanes“ aufzustellen.

In anerkennenswerter Genialität wurde jetzt die Reparationsschuld auf 36 Milliarden Mark „herabgesetzt“, was man, wohl weil diese Milliarden nirgends auf der Welt vorhanden waren, mit bewunderungswürdiger Logik als „Istwert“ bezeichnete.



Mit der selben Logik errechnete man dann, daß diese nicht vorhandenen und niemals vorhanden gewesenen 36 Milliarden bis zu ihrem Tilgungstermine 80 — achtzig! — Milliarden Mark Zinsen gezeugt haben würden und setzte so die soeben herabgesetzte Reparationsschuld wieder auf 116 Milliarden „hinauf“!!

Und wieder schwamm das offizielle Deutschland ob solcher Generosität „in eitel Wonne“ und erklärte allen Ernstes, mit dieser „Erleichterung“ nun ohne weiteren Verzug seine Wirtschaft „ankurbeln“ zu wollen.

Es ist ein wahres Glück für das deutsche Volk, daß dieses sachverständige Kollegium nicht noch auf die Idee gekommen ist, die Tribute „Zinsezins“ zeugen zu lassen. Wir erinnern uns aus der Schule, daß ein armseliger Pfennig zu Christi Zeiten auf diese geistreiche kapitalistische Art „angelegt“, eine Ziffer ergeben haben würde, vor der selbst unsere Inflationszahlen vor Neid erblassen müssen. Doch „man“ ist ja nicht darauf gekommen, zu unserem Glück, also reden wir lieber nicht mehr davon. Man kann nicht wissen, vielleicht gibt es doch noch eine Reparationskonferenz. —

Wir bleiben also besser bei dem bescheidenen einfachen Zins, der da durch das „Arbeiten“ des echten Kapitals erzeugt wird.

Etwas dunkel bleibt es da noch, wo und wie denn das Geld in den Mietstafernen arbeitet. Man sagt doch nicht ohne Grund „Mietzins“, wobei die Betonung, wie die folgende Ueberlegung zeigt, auf die zweite Hälfte des Wortes zu legen ist:

Angenommen, die Baukosten eines Miethauses für 20 Mieter würden 200.000 Mk. betragen und die Lebensdauer des Hauses wird mit 100 Jahren angesetzt, so ergäbe das pro Wohnung eine Jahresmiete von 100 Mk. (!). Das wäre dann allerdings nur die reine Kapitalrückzahlung, wozu dann noch die Abgaben, sowie Verwaltungs- und Instandhaltungskosten als Miete hinzukämen. Alles, was darüber ist, ist der Zins des Kapitals. Wenn nun in Zeitungsanzeigen betont wird, ein Mietshaus bringe 30 % des verlangten Kaufpreises an „Mieten“ ein, so kann sich jedermann leicht selbst ausrechnen, wie viel da noch von einem „arbeitenden Kapital“ übrig sein könnte.

Und so ist es mit all den langjährigen hochverzinslichen Schulden, die schon längst durch die Zinsen abgetragen sind, und trotzdem immer weiter mit Karnickel auf eine Stufe gestellt werden — trotz Aristoteles.

Den Vogel dürfte jedoch unsere Rechtsprechung abschließen, die diese Zinszeugung nicht nur unter ihre hohe Protektion gestellt hat, sondern in den offiziellen „Prozesszinsen“ selbst unentwegt mitmacht.

Man sollte meinen, daß es doch auch dem weltfremdesten Richter einleuchten müßte, daß er selbst, ebenso wie seine Beamten und sein ganzer Justizapparat, diese Zinszüchtereien in den Verbrauchsgütern mitbezahlen muß.

Der Landwirt, der Rohstoffherzeuger, der Fabrikant, der Händler, Eisenbahnen und Schiffsreedereien, sie alle müssen, es gibt doch gar keinen anderen Ausweg, diesen Extra-Kapitaltribut, den sie in allen Formen, wie Hypothekenzinsen, Wechselzinsen, Mieten, Steuern uff.,

direkt oder indirekt zu entrichten haben — von der Kapitalamortisation hier gar nicht zu reden — auf ihre Preise und Tarife abwälzen.

Und es handelt sich da wahrhaftig um keinen Pappenstiel!

Der Verfasser hatte ursprünglich eine Aufstellung über die dem deutschen Volke aufgebürdete Zinsenlast für das Jahr 1930 hier eingefügt, die aber, um den Leser nicht unnötig mit toten Zahlen zu ermüden, nunmehr weggelassen worden ist. Darnach betrug diese Zinsenlast nahezu 20 Milliarden Mark. Wem dies exorbitant hoch erscheinen will, der möge sich darüber klar werden, daß, wie man auch das Ding benennt, ob Inlands- oder Auslandsverschuldung, ob Staats- oder Privatschulden, ob Zinsen oder Dividenden oder Mieten, dies alles letzten Endes nur Variationen über das gleiche Thema sind.

Es kommt hier auch gar nicht darauf an, wenn diese Berechnung um einige Milliarden nicht stimmt, da damit nur dargetan werden soll, daß die große Verbraucherschicht ein gutes Drittel ihres Einkommens dafür aufwendet, dieses Monstrum Kapital nicht allein zu füttern, sondern es damit auch noch weiter mästet, da ja, wie wir schon gezeigt haben, ein Teil dieser Zinsen immer wieder dem Kapital zuge schlagen wird.

Daneben geht die spekulative Kapitalbildung aus dem Nichts unentwegt weiter und mästet sich ihrerseits wieder an den eigenen Zinsen. Und dieser Unsinn vollzieht sich jahraus, jahrein in der ganzen Welt des kapitalistischen Denkens.

So betrug nach Helfferich die „Kapitalbildung“ im Jahre 1913 im Deutschen Reiche 8—8½ Milliarden Mark, bei einem geschätzten Volkseinkommen von 43 Milliarden Mark. Da für 1926 das Volkseinkommen auf 56 Milliarden Mark, für 1929 auf 70 Milliarden Mark geschätzt wird, so wird auch die „Kapitalbildung“ in diesen Jahren entsprechend angeschwollen sein.

Und im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, in den Vereinigten Staaten von Amerika, stieg die „Kreditrate“ von 80 Milliarden Mark im Jahre 1914 auf 340 Milliarden Mark im Jahre 1929. Das heißt man dort „Prosperität“.

Bis dann schließlich das kapitalistische Hirngespinnst solche Dimensionen erreicht hat, daß es anfängt, sich selbst zu verspeisen. Dann ist die „Krise“ da und die gesamte „Finanzwelt“ steht vor dem Rätsel ihrer eigenen Verbohrtheit. Oder tut sie nur so?

Am greifbarsten wird das Widersinnige dieser Vermögensfabrikation aus dem Nichts in der darin während des ganzen Krieges herrschenden Hochkonjunktur. Je mehr damals die Völker in gegenseitigem Wüten Wert vergeudeten, umso mehr „verdiente“ die kapitalistische „Geschäftswelt“. Sie verwandelte quasi das während dieser Zerstörungsperiode zweifelsohne negative Vorzeichen der Volkswirtschaft durch ihre Zauberkünste in ein positives. Und unsere prominenten Wirtschaftsführer fanden das so in Ordnung, daß sie sich aus Leibeskräften an dieser Hererei beteiligten. Wo man auch hinsah, hüben wie drüben, bei Freund und Feind, überall bot sich das gleiche Bild einer nur auf „Geldverdienen“ eingestellten Denkungsweise.

Und dann war es wieder ein schier unerklärliches Phänomen, daß

der famouflierte Abbau dieses Wahnsinns, „die Inflation“, auch vor den Siegerstaaten nicht halt machte. Als ob es da noch einen Unterschied zwischen Siegern und Besiegten gäbe! — Oder Neutralen. Auch sie müssen, soweit sie an dieser Spekulation aus dem Negativen direkt oder indirekt beteiligt sind, früher oder später den gleichen Weg gehen, auch wenn sie jetzt diese Tatsache zur Abwechslung als Deflation, Währungsanierung oder mit sonst einem gefälligen Worte zu tarnen versuchen.

Alle diese meist ad hoc konstruierten Schlagworte stehen auf keinem viel höheren Niveau als das übrige Kauderwelsch, das sich das internationale Schmarozertum mit der Zeit zurecht gelegt hat, um seine gemeingefährlichen Tollheiten mit einem wissenschaftlichen Mäntelchen zu bekleiden, wie die Hauffe und Bauffe, Geld und Ware, Termin-geschäfte, Damnum, Arbitrage, Goldpunkte... — Ach ja, die „Goldpunkte!“ Auch so eine geistreiche Angelegenheit: „Notiert“ da das Gold heute in London um so viele „Punkte höher“ als in New-York und wandert demgemäß über den Ozean. Morgen haben sich die Punkte nach Amsterdäm verschoben, also fliegt das gleiche Gold dahin. Uebermorgen ist die Schweiz an der Reihe, den nächsten Tag Paris, bis dann zum Schluß dieses Gold nach einer Vergnügungsreise durch die halbe Welt glücklich wieder zu einem Ausgangspunkt zurückgekehrt ist. Der grandiose Witz dabei ist der, daß die Manager dieser Rundreise ein- und derselben todesstarrten Metallmasse dabei alle noch „verdient“ haben.

Und die Welt bestaunt die Tiefgründigkeit solcher Weisheit.

Die Menschen fallen eben lieber auf den plumpsten Schwindel hinein, als daß sie an ihren vergötterten Geldgötzen auch nur im Geringssten zweifeln. Groteskerweise werden so die ausgebeuteten Opfer die eifrigsten Bundesgenossen ihrer Ausbeuter.

Und es wird solange nicht möglich sein, in diese Phallang eine Bresche zu schlagen, als es nicht gelingt, der dupierten Menschheit die ihr jetzt schon in der Wiege aufgesetzte Geldbrille von den Augen zu nehmen. Also die Schlange, die sich in den Schwanz beißt?

Hören wir hiezu nochmals die „klassische Wissenschaft“ in Professor Zwiedenick-Südenhorst, der, nachdem er sich darüber mokiert, daß man „den Geldschleier von den Dingen wegziehen wolle“, wörtlich sagt: „Das aber gerade ist der Irrtum, daß man glaubt, die Geldzirkulation wegdenken zu müssen oder auch nur zu können (!)... Es ist einfach nicht wahr, daß ein Geldstrom eine selbständige Existenz neben einem Warenstrom habe...“ Nein, das ist tatsächlich nicht wahr, Herr Professor, das geben wir gerne zu.

Und weiter ein Zitat von Feiler: „Nicht um ein Nebeneinander von zwei Strömen handelt es sich, sondern um einen großen Strom, in dem Ware und Geld sich gegenseitig ablösen.“

„Ein Strom, in dem Ware und Geld sich gegenseitig ablösen!“ — Wer begreift das nicht ebenso wie den Zins, den das Kapital erzeugt??

Ja, das Geld ist ein ganz kuriofes Ding!

Also doch ein ganz hoffnungsloser Fall? Vielleicht für die graue Theorie.

Aber wir wollen doch weiter, wie bisher, unsere Betrachtungen am grünen Baum des Lebens anstellen. — —??

Doch, lieber Leser! Es gibt wirklich Menschen, die ohne Geld leben können. Denke Dir nur: Der Krieg, die „Big Three“\*) Mister Parker und Mister Young, die Inflation und die Weltkrise, die Arbeitslosigkeit und Dein eigener Dalles, das alles wäre nur so ein blöder Traum gewesen, wie eben Träume meistens sind und Du erwacht nun und läßt Dich von uns zu einer kleinen volkswirtschaftlichen Studienreise in die schöne Kolonie Deutsch-Ostafrika entführen:

Von den schnellen Flügeln der Phantasie getragen, sind wir bereits tief im Landesinnern gelandet, unweit einer, in einer weiten Flußniederung ausgebreitet liegenden Ansiedlung von schwarzen Ackerbauern. Um die noch recht primitiven, meist in Bananenhainen versteckt liegenden Hütten erstrecken sich ihre mit Mais und Negerkorn bebauten Felder, dazwischen Reihen von Erdnüssen und Kürbissen. Im Hintergrund grasen auf weiter grüner Fläche Herden langhorniger Rinder.

Es ist Regenzeit und wir treffen die Schwarzen gerade auf dem Felde an, den Boden mit einer an einem Holzstiele befestigten Eisenhacke bearbeitend. Wir beobachten noch, wie sie die riesigen Trauben mit einem an einem langen Stabe befestigten krummen Messer von den Bananenstauden abschneiden, und sehen wieder andere mit kleinen Äxten Bäume fällen.

Bekleidet sind unsere Schwarzen mit grobgewebten Baumwollstoffen oder mit zu Tüchern geklopfter Baumrinde, vereinzelt auch noch mit ungegerbten Tierfellen.

Die Frauen sind mit Metallringen und zu Schnüren aufgereihten kleinen weißen Muscheln geschmückt.

Die Männer erklären uns, daß sie die Feldhacken, Bananenmesser, Äxte und Ringe von einer an einem Eisenberge gelegenen Ansiedlung von Schmieden holen, denen sie dafür ihre Ackerprodukte in Tausch bringen.

Mit einem nicht geringen Stolz auf ihre höhere Kultur erzählen sie uns dabei von den „Wachenzi kabisa“ — den ganz Wilden —, die weiter im Innern im großen Urwalde hausen und ihre spärlichen Acker noch ohne Hacke mit Holzstücken bearbeiteten.

Sie beklagen sich dann noch über die bösen Wandoroba (bergbewohnende Elefantenjäger), die von Zeit zu Zeit von ihren bewaldeten Höhen heruntersteigen, um ihr schönes Tal brandschatzend zu durchziehen. Sie hielten sich diese aber jetzt einigermaßen dadurch vom Halse, daß sie ihnen alljährlich freiwillig einen Tribut in Gestalt von Feldfrüchten entrichteten.

Weiter talwärts wäre eine andere Ansiedlung von Baumwollpflanzern, die es verständen, die Wolle zu Fäden zu spinnen und daraus dann die von Mann und Weib sehr begehrten Stoffe zu weben.

\*) „Die Großen Drei“, die Versailler Friedensdiktatoren: Clemenceau, Wilson und Lloyd Geoger.

Auch diese tauschten sie für ihr Vieh und ihre Ackerprodukte ein. Die Muscheln und getrocknete Fische brächten Fischer von dem großen See und holten sich dafür Korn und Früchte.

Unsere schwarzen Bauern haben auch ein Oberhaupt, das sie stolz ihren Sultan nennen, und den wir nun in seiner durch mehrere größere und sorgfältiger gebauten Hütten gekennzeichneten Residenz aufsuchen wollen. Er empfängt uns, umringt von seinen Beratern, alte, würdige Herren, geflankt von einer Leibgarde von großen stämmigen mit langen Speeren bewaffneten Burschen, in einer auf einem großen Platze gelegenen, allseitig offenen grasgedeckten Halle. In ihrer Mitte stehen die großen Trommeln (ausgehöhlte, mit Tierfellen bezogene Baumstämme), womit der Sultan seinem Volke seine Wünsche oder auch wichtige Nachrichten zutrommeln läßt, es zur Beratung ruft, und bei deren Klang auch im Erntefest und während der langen Trockenzeit Jung und Alt bei Sang und Tanz die Nächte verbringt.

Der Sultan ist besonders reich gekleidet und wie wir weiter erfahren, stammt dieser Reichtum daher, daß ihm ursprünglich alles Vieh allein gehörte, wie denn auch das ganze Land auf dem es gras, sein Eigentum ist.

Uns zu Ehren führt eine große Schar junger Frauen und Mädchen bei dem Takte der Trommeln einen Tanz auf, und der Sultan erklärt uns stolz, daß das alles seine Frauen seien. Es sei aber nur ein kleiner Teil. Er hätte noch viele hunderte in seinen verschiedenen anderen Residenzen verteilt. Damit hat es nun folgende Bewandniß: Das weibliche Geschlecht gilt hierzulande in erster Linie als eine sehr wertvolle Arbeitskraft, die man gegen die gleich wertvollen Rüge eintauscht — eine gewiß sehr bedauerliche Rückständigkeit gegenüber denjenigen hochzivilisierten Ländern, in denen man die menschliche Arbeitskraft nicht gegen Vieh tauscht, sondern am „Arbeitsmarkt“ mit goldfundiertem Gelde „kauft“ — und es ist leicht erklärlich, daß die persönliche Annehmlichkeit und damit natürlich auch Ansehen und Würde mit der Größe des Harems wächst, den sich der Einzelne leisten kann. So tauschte zuerst der Sultan seine überflüssigen Rüge gegen die schönsten Töchter des Landes aus, die glücklichen Väter waren nun ihrerseits in der Lage, den Ueberschuß aus ihrer Viehwirtschaft in jungen Frauen anzulegen. Die Folge davon ist, daß, während die alten Herren die genaue Anzahl ihrer Frauen oft nur mit Mühe unter Zuhilfenahme ihrer Finger festzustellen vermögen, die männliche Jugend zum großen Teile unbeweibt umherlaufen muß. Darum sieht auch ein weises Hausgesetz fürsorglich vor, daß nicht ein Nachkomme aus der männlichen, sondern stets nur aus der weiblichen Linie, und wenn es auch selbst ein Weib wäre, auf den Thron gelangt, damit Gewähr gegeben ist, daß wenigstens einige Tropfen königlichen Blutes in den Adern des jeweiligen Herrschers rollen. So zeigt es sich schon bei diesem kleinen Maßstabe, wie die übermäßige Anhäufung unverdaulicher Vermögenswerte zu kulturellen und wirtschaftlichen Absurditäten führt.

Wir sehen weiter interessiert dem Tanze zu, an dem jetzt auch die jungen Burschen teilnehmen, der in der Hauptsache darin besteht, daß sich die Tanzenden bei dem Takte der Trommeln singend in langsamem

Wiegeschritt in einem großen, geschlossenen Kreis drehen, ähnlich wie unsere Kleinen ihren Ringeltreigen tanzen. In der Mitte des Kreises steht neben den Trommeln ein grobgeschnittener huntbemalter Holzgöze, um welchen der gleichfalls bemalte Stammeszauberer, angetan mit den sonderbarsten Dingen, wie: Uffensellen, Rakenschwärzen, Vogelköpfen, Löwenzähnen und anderem Krimskrams in grotesken Sprüngen und unter großen Arm- und Beinverrenkungen herumtobt, was einen gesuchten Kontrast zu den langsamen rhythmischen Bewegungen der Tanzenden abgibt.

Unsere Neugierde wird damit befriedigt, daß man uns erklärt, der Zauberer müsse den Fetisch, der, wenn er zürnt, große Dürre vom wolkenlosen Himmel schickt, Krankheiten in Volk und Tier trägt, die Ruhe verkalben läßt usw. mit seinem Zaubertanze stets bei guter Laune halten. Er sei ein großer Medizinmann, dessen Anweisungen alle, auch der Sultan nicht ausgenommen, befolgen müßten, sonst drohe dem ganze Stamme das größte Unheil. Der allgewaltige große Zauberer hat sich jetzt gerade vor dem Fetisch platt auf den Bauch geworfen, was die Uebrigen mit einem noch stärkeren Getrommel, johlendem Gesange und lebhafteren Bewegungen begleiten.

Verständnißvoll lächelnd nickten wir mit dem Kopfe.

Wir haben nun für unsere Zwecke hier genug gesehen und gehört, und wandern nun weiter zu den Schmieden nach dem Eisenberg. Schon unterwegs stoßen wir auf Röhlerhütten, in denen das Holz zu Kohle gebrannt wird, um damit die Erze zu verhütten und das widerspenstige Metall in die gewünschte Form zu schmieden. Viel bekommen wir von dieser Kunst allerdings nicht zu sehen, denn ängstlich hüten sie ihre Fabrikationsgeheimnisse.

Auch sie haben ihren Sultan, ein großgewachsener, selbstbewußter alter Herr, dem der Eisenberg zu eigen ist. Er stammt nicht aus Menschengeschlecht: Von den Geistern, die im Inneren des Berges ihr Wesen treiben, stieg einer eines Tages heraus, als gerade der jagdbare Wasserbock vorüberzog, und vom Jagdeifer getrieben, hezte er den Bock. Es war jedoch den Geistern verboten, den Berg tagsüber zu verlassen, und als er mit seiner Beute zurückkehrte, ward ihm der Rückweg verschlossen. So wurde er Mensch. Doch das große Geheimnis des Berges, die Schmiedekunst, die kannte er und lehrte sie den Menschen. Nur durften sie dieses Geheimnis nicht verraten, sonst würde der Berg mit allem, was auf ihm ist, in die Tiefe versinken.

Der jetzige Herr des Berges stammt von ihm ab. Auch er ist ein großer Jäger. Alles, was der Berg und die Schmiedekunst einbringt, gehört ihm. Er nimmt aber auch nicht mehr als seinen Teil und überläßt das andere seinen Leuten, die sich selbst als seine Sklaven betrachten. Sein Name Rachumamoto wird weit und breit mit Ehrfurcht genannt. Das Bewußtsein seiner Macht ist auch sein Reichthum. — Wir denken da an so manchen unserer Industrietapitäne zuhause und es ist nicht das erste Mal, daß wir mit einem fast an Neid grenzenden Gefühle auf diese „Wilden“ blicken.

Bei den Tuchwebern ist für uns nun nicht mehr viel Neues zu sehen. Sie ziehen ihre Baumwollsträucher, pflücken die weißhaarigen Kapseln und spinnen die schimmernde Wolle zu Fäden. Einige ganz findige Köpfe haben sich sinnreiche Webstühle zusammengebaut auf denen sie nun die vielbegehrten Tücher herstellen. Ein Jeder weiß, was er zu tun hat und macht es mit sichtlichcr Selbstverständlichkeit. Sie alle leben gleich gut und gleich schlecht. Der Begriff Privateigentum geht wohl kaum über die Tür ihrer Hütte hinaus. Und doch war es gerade hier, wo ein weißer Missionär es so schwer fand, seinen angehenden Christen das fünfte Gebot: „Du sollst nicht stehlen“, beizubringen. Den Sinn des Wortes „stehlen“ konnten sie nicht erfassen. Daß man seinem Nachbarn etwas wegnehmen könnte, was einem nicht gehörte, das ging einfach über ihren Wilden-Horizont. — Es wären keine Menschen, wenn sie nicht auch ihren Streit und Zanf hätten.

Sonst finden wir auch hier wieder den obligaten Sultan mit seinem unvermeidlichen Troß und den Medizinmann, der Teufel austreibt und Regen macht. Auch einige Musenbegrnadete, die gerade ihre Tanzmasken mehr oder weniger kunstvoll bemalen, oder Wasserkrüge mit Arabesken verziercn, sowie ein paar Dorfnarren, die die Leute mit ihren Spässen darüber hinwegzutäuschen versuchen, daß sie sich selbst von jeder Beschäftigung ängstlich drücken. Sie alle verlangen aber für ihre Kunst nicht mehr als die Anderen die da arbeiten, und man gibt ihnen gerne.

So werden wir hier mit einiger Verwunderung gewahr, wie diese von uns aus der Ferne so oft bedauerten Wilden sich ganz gut mit ihrem sonnenbeschiencnen Schicksale abzufinden wissen. Doch des Lebens ungetrübte Freude ward auch ihnen nicht zuteil. Als Wahrzeichen dessen blickt der große Berg dort vom Horizont ernst und mahnend herüber. Dort befindet sich nämlich das Gerkal, der weiße Mann. Der war eines Tages da, niemand wußte wie und warum.

Und unser schwarzer Gewährsmann erzählt uns nun in seiner Art von dem großen weißen Herrn, der dort auf der Boma (festungsartiger Bau) residiert: „Er kommt aus einem Lande voll der Zauber, und alles, was er macht und treibt, ist Zauberei, die wir nicht begreifen. Sonst ist er aber nicht böse und seine Zauberei ist oft sehr spassig. Das schönste ist ja, daß er seine Boma ganz dahinten hin für sich gebaut hat. Von Zeit zu Zeit kommt er uns aber doch besuchen, und dann kommen auch wir alle zusammen, um ihn zu sehen und zu beobachten. Wir sind ja auch alle seine Sklaven, denn er hat uns in sein Buch gezaubert. Wen er in diesem Buche einmal drin hat, den hat er fest für immer, und der muß ihm nun auch jedes Jahr einen Taler als Steuer bezahlen.“ (Er meint damit offenbar, daß sie alle namentlich in die Steuerlisten eingeschrieben worden sind.) „Die ganz Schlaun unter uns glaubten, ihm entwischn zu können, indem sie ihm ganz andere Namen sagten. Es hat ihnen aber gar nichts genützt. Er hat sie auch so in sein Buch gezaubert und nun müssen sie unter ihrem falschen Namen genau so gut die Steuer zahlen wie wir Anderen, und wir haben sie tüchtig ausgelacht.“

Gegen den Zauber des weißen Mannes kann eben keiner an, selbst unser Medizinnmann nicht. Hat er doch den größten Zauber den es gibt, die lange Riesenschlange, mit einem Schusse aus seiner nie fehlenden Donnerbüchse erlegt und hat sich ihre Haut in seinem Zimmer aufgemacht.

Nur wenn wir ihm den Steuertaler nicht pünktlich auf die Boma bringen, wird er zornig und schickt seine Askaris (Polizeisoldaten), die sehr böse sind. So zahlen wir lieber den Taler freiwillig. Das heißt, wir haben ja gar kein Geld. Wir bringen aber unser Korn und unsere Ziegen und Hühner auf die Boma, wo sie uns von den Askari, den Boys und Karani (schwarze Diener und Schreiber) abgekauft werden. Mit diesem Gelde bezahlen wir dann gleich die Steuer und bekommen dafür ein weißes Zauberblatt (Steuerquittung).

Kommen dann die bösen Askari in unser Dorf, halten wir ihnen das Zauberblatt entgegen, und sie können uns dann nicht viel anhaben.“

Diese Darstellung aus der Perspektive unseres schwarzen Freundes ist für unsere Betrachtungen ganz lehrreich. Der große weiße Herr auf der Boma mit seinem Stabe von Beamten, Soldaten, Karani und Boys ist nichts anderes als unsere Regierung im Kleinen. Und gleich uns müssen auch diese schwarzen Staatsbürger ihren Steuerobulus an die Regierung abführen, wobei wir gleich ein schönes Beispiel bekommen, wie das Geld den wahren Sachverhalt zu verschleiern vermag:

Der schwarze Staatsbürger bringt die Produkte seiner Arbeit auf die Boma, wo sie ihm von den schwarzen Angestellten der Regierung „abgekauft“ werden. Das Geld liefern die braven Steuerzahler dann an die Stationskasse ab, die damit wieder den Angestellten ihre Löhne bezahlt. Der Kreislauf ist geschlossen. Eigentlich wäre er gar nicht notwendig. Die Eingeborenen könnten ja ihr Korn und ihre Milch, Ziegen und Hühner, gleich direkt an die schwarzen Angestellten abliefern und sich dann von dannen trollen. Doch da würde ja der sehr standesbewusste Askari merken, daß ihn eigentlich der Mischenzi (d. h. der Wilde, der gewöhnliche nicht beamtete Untertan) ernährt, was seinen Stolz nicht wenig kränken würde. So aber „kauft“ er huldvollst dem Mischenzi seine „Waren“ ab, indem er ihm dafür den kostbaren Steuertaler gibt, der dann unter Beobachtung des ganzen Zeremoniells von Amtsstube, Steuerbuch und Steuerquittung von dem großen weißen Herrn wieder den Askari als seine standesgemäße Lohnung bezahlt wird.

Wir haben damit schon zwei gute Bekannte aus unserem europäischen Wirtschaftsleben hier wiedergefunden: Die Regierung und die Steuer.

Der Unterschied liegt hier doch eigentlich nur in der Quantität. Man bedenke: Drei Mark, einen Taler, Steuer für das ganze Jahr! Wer möchte da nicht ein Mohr sein?!

Nun wollen wir einmal diese Volkswirtschaft im Kleinen recht aufmerksam beobachten. Geld gibt es ja, Gott sei's gelobt, hier nicht,



und so können wir gut sehen, wie die Vorgänge sich ohne den ominösen Geldschleier abspielen.

Wir beobachten da die Ackerbauern, wie sie mit ihrem ihnen von einem gütigen Himmel bescherten Segen an Korn, Früchten und großem und kleinem Viehzeug, zu dem stolzen Herrn des Eisenberges ziehen, um sich dort mit ihrem Bedarf an Feldhacken, Aexten, Messern u. dgl. m. einzudecken; wie die Baumwollpflanzer mit ihren Stoffen das gleiche tun, wie dann auch der Bauer und der Weber ihre Produkte gegenseitig austauschen, und wie schließlich noch der Fischer von dem fernen See mit seinen getrockneten Fischen und den vom schönen Geschlechte sehr begehrten kleinen weißen Muscheln auf der Bildfläche erscheint, um sich für diese seine Schätze seinen Bedarf zu holen.

Verschiedentlich besorgen diese Tauschgeschäfte schon unternehmungslustige Zwischenleute (angehende Händler), die dieses Nomadenleben der Seßhaftigkeit im Dorfe vorziehen, und für die aus diesem allgemeinen Austausch auch das für sie Nötige abfällt. Und mehr will ja hier keiner. Alles ist dergestalt aufeinander eingespielt. Ein jeder weiß, was er selbst braucht und was er ungefähr im Tausche von den Anderen erhalten kann, und produziert dementsprechend. Die ganze Volkswirtschaft ist hier sozusagen eine gegebene Größe.

„Kunststück!“ Hören wir da den von dem Gefühle eigener Ueberlegenheit durchdrungenen Leser ausrufen, „das ist doch gar nicht mit unserem komplizierten Wirtschaftsapparat vergleichbar! Das mag vielleicht auch bei uns einmal im grauen Altertum ähnlich gewesen sein, aber nun sind wir doch ein hochzivilisiertes Volk!“

Nun, lieber Leser, bedenke dabei, daß im Grunde genommen gar kein so großer Unterschied zwischen dem kleinen Regentropfen und der wogenden See besteht, dem kleinen Sandkorn und seiner großen Mutter Erde, und daß auch Dein stolzer, aufrechter Körper wesensverwandt ist mit der winzigen kriechenden Amöbe.

Und so wie die Menschen das Naturgeschehen erst aus dem Aufbau der Atome und ihrem gesetzmäßigen Verhalten zueinander verstehen gelernt haben, so wie das organische Leben erst aus dem Arbeiten seiner Zellen begriffen werden kann, so ist auch das volkswirtschaftliche Geschehen nur aus der Gliederung seines Aufbaues und der Wechselbeziehung seiner einzelnen Teile zu erfassen. Die wesentlichsten davon haben wir ja auf unserer Exkursion bereits kennen gelernt: So die Landwirtschaft in den Ackerbauern, das produktive Gewerbe in den Stoffwebern, Rachumamoto und seine Schmiede repräsentieren die Industrie, Fischer und Händler bilden weitere Zellen, die sich x-beliebig vermehren lassen, ohne daß sich dadurch in der Gesetzmäßigkeit ihrer Wechselbeziehung etwas ändern könnte. Der Unterschied zwischen dieser primitiven Volkswirtschaft und unserer modernen liegt eigentlich nur in der Quantität, wie es im Grunde genommen gleich ist, ob sich z. B. der Güterverkehr auf den Köpfen von Lastenträgern oder auf Automobilen, Eisenbahnen und Schiffen abwickelt.

Auch die im modernen Maschinenzeitalter immer größer werdende Arbeitsleitung kann an diesen Grundgesetzen nichts ändern. —

Könnten wir bereits feststellen, daß diese Volkswirtschaft im Kleinen so gut funktioniert, weil ein jedes ihrer Mitglieder für sich selbst sorgend auch gleichzeitig für die anderen mitsorgt, so ist es doch augenfällig, daß die Landwirtschaft das Fundament ist, auf dem das Ganze sich aufbaut, da wohl der Bauer, wenn auch nur zur Not, ohne die anderen Teile bestehen könnte, keiner von ihnen aber ohne den die Nahrung produzierenden Bauern.

Studieren wir nun die Gesetzmäßigkeiten, nach denen der Austausch der erzeugten Arbeitsgüter vor sich geht, so werden wir finden, daß keiner seine Produktion einfach nach Gutdünken vermehren oder vermindern kann.

Nehmen wir einmal an, ein Konsument würde plötzlich „sparen“, z. B. unser schwarzer Bauer fürderhin wieder wie seine Vorfahren nackt umherlaufen wollen, und schickte die Stoffweber mit ihren Stoffen wieder nach Hause, so müßten diese jetzt ihre Produktion einschränken, und — was hier noch möglich ist — die ihnen nun fehlenden Lebensmittel selbst anbauen.

Daraus ergibt sich die Gesetzmäßigkeit, daß überall, wo sparen Einschränkung bedeutet, es sich konsummindernd auswirken muß. Herabsetzung des Konsums erzeugt aber in jeder ausgeglichenen Wirtschaft zwangsläufig einen Zustand der Ueberproduktion.

Daran kann natürlich auch das dazwischengeschaltete Geld nichts ändern, und so mag der Leser sich selbst einen Vers darüber machen, was von dem Gerede durch sparende Kapitalbildung die Wirtschaft wieder „ankurbeln“ zu wollen, zu halten ist.

Und nun zum Gegenstück: Erzeugt einer unserer schwarzen Produzenten über den gesättigten Bedarf der Gemeinschaft hinaus Arbeitsgüter, so wird er keine Tauschgüter dafür bekommen und sie werden ihm vorerst unverwertbar liegen bleiben; er hat „auf Vorrat“ gearbeitet. Weiteren Schaden kann dadurch niemand erleiden, so daß also eine Ueberproduktion an und für sich keine „Krisen“ verursachen kann.

Hingegen kann es sehr kritisch für einen dazwischen geschalteten Unternehmer werden, wenn dieser eine Ueberproduktion auf spekulativem Wege herbeiführt.

Um zu einer klaren Vorstellung über die dabei mitspielenden Vorgänge zu gelangen, wollen wir jetzt eine solche Produktionssteigerung in unser afrikanisches Wirtschaftssystem hineinkonstruieren.

Nehmen wir an, Sultan Rachumamoto hätte sich für die Herstellung seiner Feldhacken eine Maschine ausgedacht, und wollte sich diese nun von einem Teile seiner Leute bauen lassen.

Durch den Wegfall der an der Herstellung der Maschine arbeitenden Hackenschmiede würde bei gleicher Arbeitsleistung der anderen eine Minderproduktion eintreten, die — und das ist besonders zu merken — nur durch eine entsprechende Mehrleistung ausgeglichen werden kann. Es können entweder alle Schmiede zusammen durch Mehrarbeit

Hacken auf Vorrat herstellen, um damit den Ausfall der darauf an der Herstellung der Maschine Arbeitenden zu decken, oder die Hackenschmiede müssen auch das Quantum der Maschinenhersteller mitproduzieren. Wie dem auch sei: Auf alle Fälle wird eine Produktionsmittelvermehrung ohne gleichzeitige Produktionsminderung erst durch eine Mehrleistung möglich, die der Vermehrung vorausgehen muß.

Es würde sich an dieser Gesetzmäßigkeit auch nichts ändern, wenn die Arbeiter zur Herstellung der Maschine aus einem anderen Produktionszweige herausgenommen werden würden, da dann eben dort der Ausfall durch Mehrarbeit gedeckt werden müßte, sollte das wirtschaftliche Gleichgewicht nicht gestört werden.

Nicht viel anders wäre es, wenn die Schmiede bei gleichbleibender Arbeitsleistung die Zeit, welche sie an der Herstellung der Maschine arbeiten, bei der Hackenproduktion ausfallen ließen, also weniger Hacken erzeugen würden. Ein nicht produktionsmindernder Ausgleich wäre hier nur so möglich, daß die Bezieher der Hacken ihrerseits die notwendige Mehrarbeit durch eine Mehrproduktion an Tauschgütern tätigen, also sozusagen in einer Preissteigerung der Hacken. Wie aber in diesem Falle die Ackerbauern diese Mehrleistung mit der Minderbelieferung der notwendigen Produktionsmittel, der Hacken, in Einklang bringen sollen, ist ein Problem für sich.

Alle anderen Möglichkeiten lägen nur in einer temporären Konsumeinschränkung. Eine solche müßte aber bei der dann später plötzlich einsetzenden Produktionssteigerung — wenn die Maschine fertig ist und arbeitet — zu einer umso größeren Störung des wirtschaftlichen Gleichgewichtes führen.

Somit birgt jede durch Sparen bewirkte Produktionsmittelvermehrung einen Widersinn in sich. —

Bleiben wir bei unserer ersten Annahme, Rachumamoto habe die Maschine mit einem Seil seiner Leute durch Mehrarbeit hergestellt und sie produziere nun mit der gleichen Anzahl der Arbeiter die doppelte Menge von Feldhacken, resp. die gleiche Menge mit der halben Arbeiterzahl.

Es ergeben sich nun folgende Möglichkeiten:

1. Die Schmiede arbeiten von nun ab in zwei Schichten, jede die halbe Arbeitszeit. Das könnte solange als Entschädigung für die vorausgehende Mehrarbeit angesehen werden, bis diese durch die jetzige Minderarbeit ausgeglichen erscheint. Oder die überschüssig gewordenen Arbeiter werden auf die anderen Produktionszweige zur Herstellung des Gleichgewichtes verteilt.

Beide Möglichkeiten laufen auf eine verminderte Produktion bei gleichbleibendem Lebensstandard hinaus.

2. Die Mehrproduktion bewirkt eine entsprechende Mehrarbeit auf der Gegenseite und wird so allmählich aufgenommen, oder auch die frei gewordenen Arbeiter produzieren einen neuen Bedarfsartikel, in unserem Falle etwa Mützen für die Männer oder Kopftücher für die Weiber, was man beides als Hebung des Lebensstandards auffassen kann.

Auß allen diesen Variationen ist schon das Eine klar zu ersehen, daß eine **volkswirtschaftlich nützliche** Mechanisierung der Arbeit sich nur wieder **nutzbringend** auswirken kann. Sie kann also nicht die eigentliche Ursache der Weltkrise oder der Arbeitslosigkeit sein, wie vielfach behauptet wird, und Ersatz nützlicher Maschinenarbeit durch Handarbeit wird fast immer gleichbedeutend mit kulturellem Rückschritt sein.

Anders sieht die Geschichte allerdings aus, wenn ein moderner Unternehmer dazwischen geschaltet ist, der etwa wie folgt raisoniert:

„Da ich jetzt mit der Hälfte meiner Arbeiter ebenso viel erzeugen kann, wie früher ohne Maschine, so setze ich die andere Hälfte einfach auf die Straße. Was ich damit an Lohn erspare, ist mein Extraprofit.“

Gesagt, getan. Unser Unternehmer sieht, wie seine brotlos gewordenen Arbeiter von der Allgemeinheit durchgehalten werden müssen, und reibt sich ob seiner Geschäftstüchtigkeit vergnügt die Hände. Er ahnt nicht, daß dieses Durchhalten erzwungener Nichtsteuer sich auf die ganze Volksgemeinschaft, also langen Laufes auch auf ihn selbst und seine Produktion, auswirken **muß**.

Oder aber, der Unternehmer will seine Geschäftstüchtigkeit noch mehr erweisen, erzeugt mit vollem Betriebe die doppelte Anzahl von Hacken, die er nun... ja, wohin damit?? Wirft er sie auf den freien Markt, finden sie keine Abnehmer, Resultat: Preissturz — Profit und alles geht zum Teufel. Also greift er zum bekannten Rettungsring: „Export“. Denn da gibt es dann immer noch die Möglichkeit, den Verlust durch Erhöhung der „Inlandspreise“ wett zu machen, wenn man es nicht gar fertig bringt, sich für die eigene Unzulänglichkeit „Exportprämien“ bezahlen zu lassen, was ja beides auf ein- und dasselbe hinausläuft: Eine Schädigung der eigenen Volksgenossen **zu Nutz und Frommen des Auslandes!**

So war z. B. in den vier Jahren von 1925 bis 1928 der Wert der Einfuhr nach Deutschland um rund 8 Milliarden Mark größer, als der Wert der Ausfuhr!

Das Statistische Reichsamt, dessen Jahrbuch wir diese Angaben entnommen haben, beschränkt sich dazu auf die Feststellung, daß „diese Passivität der Handelsbilanz **durch Kapitalbewegung gedeckt worden sei**“, wobei sich jeder denken mag was er will — mancher vielleicht auch gar nichts. Man tröstet sich wohl damit, daß schon wieder einmal diese „Passivität“ in ihr Gegenteil umschlagen wird, also mit so einer Art wirtschaftlichem Kriegsglücke. Das heißt man dann die wirtschaftlichen Probleme „meistern“.

Da wollen wir doch lieber zu unseren schwarzen Afrikanern zurückkehren und weiter sehen wie sie das große Kunststück zuwege bringen, ohne den für unsere Theoretiker nicht einmal mehr wegdenkbaren Wertbestimmer Geld auszukommen. Nun, sehr einfach. Diese primitiven Naturkinder besitzen für ihre Tauschgeschäfte eine, man kann sagen, gefühlsmäßige Wertbemessung, die sich einfach nach dem von jedem für sein Tauschobjekt geleisteten Arbeitsaufwand und seine Nützlichkeit richtet.

Wir wollen nun gleich hier daraus die für unseren späteren Gedankengang fundamentale Erkenntnis ableiten, daß es sich im volkswirtschaftlichen Geschehen letzten Endes niemals um einen Austausch von „Waren“ im Sinne des „tüchtigen Geschäftsmannes“, sondern um einen Austausch von Leistungen der produktiv schaffenden Menschheit handelt.

Da die Schwarzen alle gleich viel, oder nach unseren Begriffen gleich wenig, arbeiten und auch ihre Lebensansprüche so ziemlich die selben sind, so spielt sich der ganze Tauschverkehr in einer Atmosphäre von Recht und Billigkeit ab. Wir wollen nun die Mohren keineswegs weiß waschen und es ohne weiteres als gegeben ansehen, daß auch sie dabei sich gelegentlich gegenseitig über's Ohr zu hauen versuchen. Aber diese „Wilden“ tun auch das noch mit einem gesunden Sinn für das dabei erlaubte Maß, um den sie so mancher unserer „hochzivilisierten“ Geschäftsleute beneiden könnte. Sie leiden eben noch nicht an der Gier des Raffens, dieser schweren psychischen Krankheit des modernen Nur-Geldmenschen.

Wir laden nun den willigen Leser ein, hier die Lektüre zu unterbrechen, um selbst einmal darüber nachzudenken, welche von den beiden Anschauungen die sittlich höherstehende und daher menschlich richtigere sein mag:

Die moderne Anschauung, daß die ganze Welt so eine Art großer Jahrmakkt sei, auf dem unter der Devise „Geschäft ist Geschäft“ nur „Waren“ gehandelt werden und derjenige als der „tüchtigste Geschäftsmann“ gilt, der es am meisten versteht, bei dem „Spiel der freien Kräfte“ die Leichtgläubigkeit seines lieben Mitmenschen am „tüchtigsten“ auszunutzen, oder die aus unserem bisherigen Gedankengang gewonnene, daß es sich im menschlichen Gemeinleben um gemeinsame Leistungen handelt, deren Wert in ihnen selbst und in ihrem Verhältnis zueinander liegt, und man nicht seine Tüchtigkeit damit erweist, mit den Leistungen anderer ein gutes Geschäft zu machen, sondern selbst ein taugliches Äquivalent dafür zu bieten?—

Studieren wir nun unsere hauptsächlich auf der zweiten Anschauung basierte kleine afrikanische Volkswirtschaft noch so eingehend, so werden wir doch keine Ursache für eine hier plötzlich auftretende „Krise“ finden können, es seien denn Ereignisse höherer Gewalt, wie Missernten, Epidemien u. dgl. m., die aber bei unseren Betrachtungen von vorne herein nicht in Frage kommen.

Wie wäre es aber, wenn wir einen berufenen Vorkämpfer der „freien Wirtschaft“ auf unsere Mohren loslassen würden? Da es hier nun einmal kein Geld gibt, so hätten wir dabei das seltene Vergnügen, sein Tun und Treiben ohne den sonst alles vernebelnden Geldschleier beobachten zu können!

Solch eifrige Verfechter des Spieles der freien Kräfte werden ja auch die Wandoroba sein, die, wie wir ja erfahren haben, periodisch von ihren Bergen in die Bauernsiedlungen herniedersteigen und alles was sie dabei für ihren Bedarf ergattern können, mit sich nehmen.

Unsere im Zeichen hoher Kultur handelnden Großverdiener machen die Sache allerdings viel eleganter und gründlicher:

„Jetzt, meine schwarzen Herrschaften,“ so etwa würde so ein moderner Verwandlungskünstler zu den Mohren sprechen, „werde ich Ihnen die größte Errungenschaft unserer hochstehenden europäischen Zivilisation vorführen, nämlich wie man aus nichts im Handumdrehen Leihkapital macht. Hier sehen sie einen leeren Zylinderhut. Ueberzeugen Sie sich, daß nichts, aber auch gar nichts darin ist und gerade so wenig dahinter steckt.“

„Und nun aufgepaßt! Eins, zwei, drei hoppla! Schon habe ich Eure ganze Ernte in meinen Zylinderhut drin, sie gehört jetzt mir.“ „Wie? Ihr seht nichts?“ Natürlich, das ist ja gerade das Großartige an diesem fa . . . belhaften Zauber! Im gleichen Moment hat sich Eure Ernte schon wieder in Leihkapital verwandelt. Das seit Ihr mir nun einfach schuldig und verpfändet mir dafür Euren Grund und Boden. Und Dank meiner Zauberkunst könnt Ihr jetzt doppelt so viel anbauen als bisher, und daher auch doppelt so viel verdienen! Und dafür verlange ich für je 10 Sack, die ich Euch zurückgegeben habe, nur je einen Sack Korn jährlichen Zins.“

Die Mohren denken bei sich: „Na ja, halt wieder so eine verrückte Desturi Ulaya“ (europäische Marotte) von der wir nichts verstehen, aber einen Taler Steuern müssen wir ja so schon für nichts und wieder nichts bezahlen, da soll es uns auf den Sack Korn auch nicht ankommen.“

Und leichtsinnig und vertrauensvoll, wie „dumme Menschen“ nun einmal sind, malen sie ihre drei Kreuze unter den vorgehaltenen Schuldschein.

Unsere am afrikanischen Wirtschaftshimmel so plötzlich aufgetauchte Finanzgröße zieht nun mit seinem fabelhaften Zylinderhut weiter zu den Hackenschmieden, und verwandelt deren Jahresproduktion in Leihkapital, dann zu den Stoffwebern, u. s. f. so die Mohren in der ganzen Runde zu seinen verbrieften Schuldnern machend. Die sind ja so einfältig! Und nachdem sich unser Zauberkünstler von dieser Anstrengung seine kostbare Zeit in Geld umzuwandeln in einem feudalen Bade erholt hat, fängt er die Geschichte wieder von vorne an. Diesmal verheert er zur Abwechslung das ganze Vieh der Mohren und macht daraus Leihkapital, dann sind ihre Hütten dran, bis endlich nichts mehr zu verheeren und zu verpfänden übrig ist.

Die Mohren müssen sich jetzt schon tüchtig strecken, um den Zehentendienst zu leisten. Da ihnen aber ihr weißer Gläubiger, dem sie bereits den Beinamen Bwana Mshezo, d. h. Herr Schäfer, gegeben hatten, ihnen den größten Teil davon wieder zurückgibt, selbstredend wieder als „Leihkapital“ gegen „angemessene“ Zinsen, so betrachten sie das Ganze weiterhin als einen etwas schlechten Witz, der eines schönen Tages ganz von selbst sein Ende finden würde.

Nun, dieser Tag kam denn auch, nur war er nicht gerade schön zu nennen.

Er war da, als die Schwarzen ihrem inzwischen zum Finanzgewaltigen avancierten Verwandlungskünstler gestehen mußten, daß sie den Zehnten nicht mehr zu schaffen vermöchten. „Was,“ schreit dieser da ganz erbozt, „solche Gauner seid Ihr! Nicht einmal die lumpigen Zinsen könnt Ihr mir bezahlen? Wo bleibt da mein schönes Kapital?“ Und er läuft zum Radi, und nun ist die große Krise da!

Die Mohren werden vorgeladen. Sie berufen sich auf ihre vollen Scheunen und ihre Lager von Stoffen und Hacken, und meinen, der große weiße Medizinmann möge das alles doch in seinem Zylinderhute wieder in sein Leihkapital verhergen.

Der Kläger entgegnet wieder, davon stände nichts in seinem Schein und auf dem stehe er. Und triumphierend legt er das verhängnisvolle Dokument auf den Tisch des weisen Radi. Der studiert Wort für Wort das beweiskräftige corpus delicti und befindet, daß, da die Mohren unterschrieben hätten, sie nun auch zu bezahlen haben.

Und da sie dies beim besten Willen nicht tun können, so erscheint der Gerichtsvollzieher — Doch halt, halt! Unsere Phantasie geht uns da durch, lieber Leser. Bedenke: Wir haben es hier mit „Wilden“ zu tun! Und die sind noch zu rückständig, um diesen zurzeit bald wichtigsten Funktionär unseres hochentwickelten Wirtschaftssystems zu besitzen, und — so hat der Spuk hier sein Ende gefunden.

Wenn er unsere Leser zum eigenen Nachdenken über das damit vorerst in rohen Bildern abgerollte Problem anregt, so hat er seinen Zweck erfüllt. —

Ehe wir nun unsere einfältigen Mohren verlassen, möchten wir noch ein kleines Experiment mit dem großen Wirrwarrtister Geld machen.

Zu diesem Zwecke lassen wir nun den Bankdirektor Goldheimer im Auftrage seiner Regierung eine Agitationsreise für die Einführung des europäischen Geldsystems durch unser gesegnetes Affenland machen.

Der sehr wortgewandte Herr Goldheimer hat es bald verstanden, die Schwarzen von den großen Vorzügen des Geldes so zu begeistern, daß sie sofort damit anfangen wollten und die zauberhaften Geldscheine verlangten. Der große Finanzmann lächelte nur mitleidig ob solcher Naivität und belehrte dann die Mohren, daß es ein ganz unheilsvolleres Experiment wäre, Geldscheine in den Verkehr zu setzen, ohne sie vorher durch eine entsprechende Menge Gold „gedeckt“ zu haben.

Er läßt denn auch alsbald einen Händler aus einer fernen Goldmine kommen, der den Schwarzen einen Teil ihrer Waren gegen das glänzende Metall eintauscht, das Goldheimer nun mit wichtiger Miene in die inzwischen schnellstens errichtete Bank legte. „So“, erklärte er dann befriedigt, „jetzt ist alles banktechnisch in Ordnung, und nun könne das Geschäftmachen richtig los gehen.“

Lieber Leser, fürchte nichts! Es soll Dir diesmal erspart bleiben die ganzen Kunststücke, die Herr Goldheimer mit dem Gelde auszuführen imstande ist, nochmals über Dich ergehen zu lassen. Unsere durch ihren Bwana Mschezo, dem Herrn mit dem schrecklichen Zylinderhut

bereits hinreichend gewitzigten Mohren, wollen von seinen Zinsen- und Diskontgeschäften nichts wissen, und schicken den großen Finanzmann wieder in das Land der Weißen zurück, wo er denn auch mit großen Ehren empfangen und alsogleich mit der Sanierung der gerade wieder einmal Not leidenden Währung betraut wird.

Die Geldscheine behielten die Mohren aber für sich und waren nicht wenig stolz auf ihre „Goldwährung.“ Bis sie eines Tages die schreckliche Entdeckung machen müssen, daß in ihrer Bank gar kein Gold mehr drin war.

Sie sind zu Tode erschrocken ob dieser unerklärlichen Hezerei. Die ahnungslosen Mohren kannten ja die unwiderstehliche Anziehungskraft des Goldes auf die Seele des weißen Menschen noch nicht, und konnten nicht auf den Gedanken kommen, daß ihr Gold gleichzeitig mit ihrem verfloffenen Bankdirektor verschwunden war.

Sie riefen nun ihren Mediziner, daß er Rat schaffe. Der ließ nun den Holzfetiſch in feierlichem Zuge in die leere Bank tragen und stellte in dort unter einem, der seltenen Gelegenheit würdigen besonderen Hofuß pokuß an den Platz des so jäh entschwundenen Goldschafes.

Und siehe da: Die Geldscheine behielten ihre alte Zauberkraft und der Geldverkehr funktionierte weiter, wie wenn statt des hölzernen Fetisch' noch immer das glänzende Gold in der Bank gelegen hätte.

Wir können darin allerdings nichts Wunderbares erblicken, denn wir suchen vergeblich nach irgend einem ursächlichen Zusammenhang zwischen den in den Banken gehorteten toten Goldbarren und dem im lebendigen Verkehre zirkulierenden Gelde.

Den Verfechtern des Goldstandards zufolge muß allerdings dieses Gold das in Zirkulation gesetzte Geld „decken,“ oder sollte es wenigstens tun. Was sich diese Theoretiker dabei denken ist ihr Geheimnis. Denn jedermann wird es doch gewahr, daß diese chimärische Golddecke ein sehr kautschukartiges Ding ist, und, je nachdem es gerade unseren Finanzakrobaten in ihren Kram paßt, das Geld einmal zu 60% oder 50%, auch zu 40 und 30%, schließlich sogar nur zu 20 und 10%, und wenn es nicht anders geht, auch noch weniger „zudeckt.“ Diese ganze Golddecke spielt dann nur mehr die Rolle des historischen Feigenblattes, die schamhafte Blöße dieser Theorie zu bedecken. Was Wunder, wenn das so dürftig zugedeckte Geld zu guter Letzt eine pyramidale Gehirngrippe bekommen hat mit der es die ganze Welt ansteckte! Offiziell hat man sie allerdings „Weltkrise“ getauft.

Wir wissen nicht wie und wo dieses Golddogma entstanden ist, vermuten aber, daß es mit dem biblischen, goldenen Kalbe irgendwie im ursächlichen Zusammenhange steht.

Ist denn dieses Bankengold etwas anderes als ein wesenloser Fetisch?! Nun, als wir einst in Afrika den wild um seinen Holzgötzen tanzenden Stammeszauberer verständnisvoll lächelnd zunickten, da gedachten wir Euer, Ihr Fetischpriester im Lande der Weißen, wie ihr Euren weißen Mohren durch geistige Arm- und Beinverreckungen glauben machen wollet, daß die Welt ohne Euch und Euren Goldpopanzen nicht bestehen könne.



Und wie jener mit Affenfellen, Razenschwänzen und Vogelköpfen, so behängt Ihr Euch mit Eurer „Prosperität“, „Depression“, „Konjunktumschwung“ und was es von dieser Sorte geistigem Krimstrams noch mehr gibt.

Und auch diesen Humbug macht die „klassische Wissenschaft“, die bald schon auf jeden Schwindel, bis zu dem „Wunder der Rentenmark“ prompt hineingefallen ist, unentwegt mit.

Mögen doch erst einmal die so Genasführten den Hortern dieser Goldschätze alles Ernstes zurufen: „Behaltet Euren Goldschatz, wir pfeifen darauf!“ Die Welt würde sich wundern, was von dieser „Garantie“ dann noch übrig bliebe.

Das jetzige Zeitalter glaubt der Baalsdiener spotten zu können, die da vor 2000 Jahren um ihr goldenes Kalb tanzten. Von einer zukünftigen Kulturepoche betrachtet, werden unsere modernen Baalsdiener noch um verschiedene Stufen tiefer stehen als jene, denn ihr Geldgöze trägt die scheußliche Frage „Profit“, und sie opfern ihm Menschenschicksale und Menschenleben!

Sollte es da nicht möglich werden, diesen Gözen, der schon so viel Unheil über die Welt gebracht hat, endlich zu stürzen?

Eine vom Gelddenken befangene Menschheit wird es nie und nimmer vermögen; sie wird stets ihren eigenen Argumenten unterliegen.

Darum mußten wir auf unserem Gedankenwege erst trachten, dieses geldliche Denken und den blinden Glauben an die sich selbst gegebenen „Autoritäten“ zu erschüttern, indem wir vorerst mit dem größten Geschütze dem heillosen Unfug zu Leibe gingen, der allenthalben mit obrigkeitlicher Megide unter Vergewaltigung des wehrlosen Geldes getrieben wird.

Wir hoffen, daß uns dies wenigstens soweit gelungen ist, daß uns unsere Leser nun auch weiterhin auf unserer Suche nach Erkenntnis treue Gefolgschaft leisten werden, wobei ihnen der Einblick in das primitive Wirtschaftsleben innerafrikanischer Negervölker ein wertvolles Rüstzeug sein soll, dessen wir uns voraussichtlich noch öfters bedienen werden, wenn es gilt, uns einen Weg durch das verworrene Gestrüpp kapitalistischer Begriffsverwirrung zu bahnen.



II.

„Geld ist Zeit!“ — Nicht: Zeit ist Geld.

Der Leser lernt den Geldgötzen und seine Fetischpriester ausgiebig kennen und kommt dabei zu den verblüffendsten Feststellungen.



Wie schon in der Einleitung zu dieser Abhandlung gesagt wurde, wollen wir in ihr den Leser den gleichen Gedankengang führen, den der Verfasser selbst gegangen ist, um die wahre Ursache der Weltnot, genannt Weltkrise, zu ergründen.

Diesen Gedankengang kann ein Jeder mitmachen, der die Fähigkeit und den Willen besitzt, selbständig zu denken. Wenn der Leser dann noch die fundamentalen wirtschaftlichen Zusammenhänge auf unserer afrikanischen Exkursion im ersten Teile aufmerksam verfolgt hat, dann hat er alles was er dazu braucht. Es bedarf keines weiteren „wirtschaftlichen“ Studiums. Im Gegenteil, je weniger er von den landläufigen Theorien mit auf den Weg nimmt, umso leichter wird ihm dieser sein, denn sie werden sich doch in der Mehrzahl als lästiger Ballast erweisen.

Daß die „Weltkrise“ nur der Ausfluß von volkswirtschaftlichen Irrungen ist, darüber ist man sich nachgerade allerorts klar geworden, wenn es auch der einzige Punkt ist, über den so etwas wie Einigkeit besteht.

Der souveräne Träger jeder Volkswirtschaft ist nun der Mensch selbst, und so kann auch nur der Mensch der Ausgangspunkt alles volkswirtschaftlichen Denkens sein.

Der denkende Mensch wieder sucht als vernunftbegabtes Wesen nach einem tieferen Sinn seines Daseins um ihn zu erfüllen.

Volkswirtschaft ist also letzten Endes nur die Gesamtheit des auf die Erfüllung ihrer Daseinsbestimmung gerichteten Tuns der Menschen.

Welches ist nun diese menschliche Daseinsbestimmung?

Niemand wird diese schwerwiegende Frage im gegenwärtigen Standpunkt des menschlichen Entwicklungsganges beantworten können.

Was wir aber bereits klar erkennen können ist die Tatsache, daß dieser Entwicklungsgang in aller erster Linie durch den Geist bestimmt wird, allen materiellen Widerständen zum Troste, und so kann Sinn und Zweck alles Wirkens und Schaffens der Menschheit vorerst nur in ihrer weiteren geistigen Höherentwicklung erblickt werden, an deren Endpunkt dereinst die wahre Erkenntnis liegen mag, — vielleicht in einer vollständigen Ueberwindung der Materie durch den Geist.

Wie dem aber auch sei. Was jeder Mensch will, und worauf auch ein jeder sich nützlich betätigende Mensch Anspruch erheben kann, ist, mit den ihm von der Natur gegebenen Mitteln auf seiner Erde ein menschenwürdiges Dasein zu führen, entsprechend der kulturellen

Entwicklungsstufe, die die Volksgemeinschaft, der er angehört, erreicht hat.

Nun ist der Mensch selbst wieder Natur und gleich Allem was es auf Erden gibt, den ehernen Gesetzen des Naturgeschehens unterworfen. Nichts kann sich außerhalb oder gegen sie ereignen.

Auch unsere Volkswirtschaft unterliegt als Teil des Ganzen diesen Gesetzen. Daran kann auch der Finanzgewaltigste aller Finanzgewaltigen kein Vota ändern.

Das ganze Naturgeschehen ist nun, den derzeit geltenden wissenschaftlichen Erkenntnissen zufolge, eine fortwährende Umwandlung von Energie in andere Formen, u. zw. nach eigener Anschauung des Verfassers, eine Umwandlung der freien aktiven in die passive an die Masse gebundene Form, und eine Rückverwandlung dieser Masseenergie in die freie aktive Energieform, wie sie uns in der Sonnenausstrahlung in so reichlichem Maße zuströmt und wie wir sie wohl auch in den elektrischen Erscheinungen beobachten können. Es kann zwar auch die an die Masse gebundene Energie noch aktiv wirksam sein, wie in der Schwerkraft, der Einwirkung der Himmelskörper aufeinander (Ebbe und Flut) u. s. f., doch kommen solche Energiewirkungen für unsere Betrachtungen so gut wie gar nicht in Frage.

**Und so ist auch das ganze Walten und Schaffen des Menschen, all sein Beginnen und Streben nichts anderes als ein fortwährender Umwandlungsprozeß der in ihm wirksamen und der ihm von der Natur gegebenen Energieformen.**

Die hauptsächlichste dem Menschen von der Natur gegebene Quelle freier aktiver Energie ist die zur Erde gelangende Sonnenausstrahlung. Sie kann er jedoch nur in verhältnismäßig sehr geringem Maße in die seine Existenz bedingenden Energiearten umwandeln.

Des weiteren vermag der Mensch sich die Sonnenausstrahlung indirekt durch die Kraft des fallenden Wassers und den Druck des Windes nutzbar zu machen. Ebbe und Flut wären hier ebenfalls zu erwähnen. Der kraftübertragende elektrische Strom leistet hierbei überall höchst wertvolle Dienste.

Außer der freien Sonnenenergie findet sich auf der Erde auch Energie in seiner an die Masse gebundenen Form in einem dem Menschen nutzbaren Zustande vor, so in der Kohle und in den Leichtölen, aus denen die darin aufgespeicherte Energie durch den Verbrennungsprozeß in Arbeitsenergie umgewandelt werden kann.

Auch die auf der Erde sonst noch vorhandenen anderen, dem Menschen dienlichen Naturschätze, wie insbesondere die Metalle, Erze und sonstigen Mineralien, können wieder nur in einem energieumsetzenden Arbeitsprozeß gewonnen werden, so daß es nicht notwendig erscheint, sie in unseren Betrachtungen gesondert zu behandeln. Ist es jetzt ferner dem Menschen gelungen sich in den Schwerölen weitere hochwertige Arbeitsenergie zu schaffen, so kann gesagt werden, daß ihm schon bei dem heutigen Stand der Wissenschaft und Technik schier unerschöpfliche Energiemengen und Naturschätze zur Verfügung stehen.

Es entspricht also wenig den Tatsachen, wenn behauptet wird, daß Menschen Leben sei ein ständiger Kampf gegen die Naturkräfte. Ummutter Natur hat die Menschen geradezu verschwenderisch mit ihren Gaben bedacht und sie haben sich durch die Errungenschaften ihres Geistes bereits so viel davon dienstbar gemacht, daß sie alle ganz bestimmt ohne Not leben könnten, wenn — ja, wenn das menschliche Leben weniger ein Kampf gegen die Natur, als vielmehr ein Kampf der Menschen gegen einander wäre; ein sinnloser Kampf!

Wenn die Menschen daher wirtschaftliche Not leiden, so liegen die Ursachen fast immer bei ihnen selbst. Und es mag in diesem Zusammenhang noch gesagt werden, daß sich der Mensch alle vorerwähnten Naturgaben einzig und allein durch seine **sinngemäß nützliche** Arbeit dienlich machen kann, und daß dies überhaupt erst die Voraussetzung für seine Existenz ist. Die Betonung ist hier mit allem Nachdruck auf das **sinngemäß Nützliche** zu legen, da noch vieles als „Arbeit“ angesprochen wird, was in diesem Sinne als alles andere denn eine solche gelten kann.

Die Erkenntnis, daß die dem Menschen zur Verfügung stehenden Energiemengen praktisch unerschöpflich sind, führt uns zu der Frage: „Ist auch ihre Verwertungsmöglichkeit unbegrenzt und wodurch wird sie begrenzt?“

Da alles irdische Geschehen von den beiden Begriffen Raum und Zeit begrenzt erscheint, so ergibt sich die Antwort eigentlich von selbst.

Um zu einer klaren Erfassung der hier gegebenen Tatsachen zu gelangen, soll nun vorerst untersucht werden wie sich die Umwandlung unserer wichtigsten Energiequelle, der Sonnenausstrahlung, in die lebensnotwendige Lebens- und Arbeitsenergie vollzieht.

Der Mensch bedarf, um leben und arbeiten zu können, der Nahrung. Ohne Nahrung ist kein menschliches Leben denkbar, ohne Leben keine Arbeit und ohne Arbeit kein Leben. Die Umwandlung der Sonnenenergie in Nahrung ist also die Voraussetzung des menschlichen Lebens und auch jeder menschlichen Betätigung.

Die Gewinnung der menschlichen Nahrung muß also der Ausgangspunkt der kulturellen Entwicklung gewesen sein.

Wir können uns diese Entwicklung etwa wie folgt denken:

Im Tiefstand seiner Kultur nährt sich der Mensch von wildwachsenden Pflanzen; er unterscheidet sich kaum vom Tier. Sein Energieumfaß, insbesondere der geistige, ist sehr gering.

Der Mensch beobachtet, daß aus dem Samen der Pflanze, die ihm als Nahrung dient, die Pflanze selbst wieder entsteht. Er scharft sich ein Loch in die Erde, um den Samen hineinzulegen. Der Boden ist hart und er greift nach einem Stück Holz, mit dem er ihn leichter bearbeiten kann als mit den Fingern. Ein eminent wichtiger Schritt zu seiner Höherentwicklung ist getan: Der Mensch hat das erste Werkzeug erfunden, die Keimzelle, aus der sich später das Handwerk und über das Handwerk die moderne Maschinentchnik entwickelt hat.

Es ist für unseren Gedankengang natürlich ganz unwesentlich, ob sich die Erfindung des Werkzeuges auf diese oder irgend eine andere

Art und Weise abgespielt hat. Was uns bei dieser ersten Mechanisierung der Arbeit hier hauptsächlich interessiert, ist zweierlei:

1. Die Arbeitsteilung und die — zeitliche — Mehrleistung, die dadurch entstand, daß der Mensch das Werkzeug erst suchen mußte, ehe er damit arbeiten konnte (Siehe auch I., Seite 27), und

2. der sich nun ergebende Mehrertrag seiner Arbeit, der im Wesentlichen aus dem durch die Erfindung des Werkzeuges bedingten vermehrten geistigen Energieumsatz herzuleiten ist.

Denn, obwohl sich körperliche und geistige Arbeit nicht von einander trennen lassen, da jede, selbst die einfachste körperliche Arbeit, zum mindesten eine entsprechende Willenskraft, also eine geistige Anstrengung erfordert, und umgekehrt jede Gedankenarbeit einer Ausdrucksform bedarf, so ist doch offensichtlich mit der Herstellung und Benützung eines Werkzeuges eine umso größere Geistesätigkeit verbunden, je komplizierter das Werkzeug ist. Bei der reinen Maschinenarbeit wird zwar die geistige Arbeitsleistung stark herabgemindert, dafür erfordert aber die Herstellung der Maschine eine umso größere geistige Energieleistung.

Hatte der Mensch erst das erste Werkzeug erfunden, so war der nächstgegebene Schritt nach einem seinem Zwecke dienlicheren Instrument zu suchen, einem härteren Stück Holz oder einem spitzen Stein. Nach und nach wird er daran gegangen sein, das Gefundene durch eigene Bearbeitung zu verbessern, bis er schließlich dabei angelangt war, aus dem ihm zur Verfügung stehenden Material sich selbst immer zweckdienlichere Werkzeuge anzufertigen.

Dies erforderte eine fortschreitend gesteigerte geistige Tätigkeit und größere manuelle Geschicklichkeit. Immer geht damit Hand in Hand die steigende Arbeitsteilung und eine Verschiebung der einzelnen Arbeitsleistungen, da eine immer längere Zeit auf die Anfertigung der Werkzeuge verwendet wird, was aber durch eine Verkürzung der für die eigentliche Arbeit notwendigen Zeit resp. durch einen entsprechenden Mehrertrag mehr als wettgemacht wird.

Der kulturelle Entwicklungsgang ist also ein geistiger u. zw. ist diese Richtung zwangsläufig, da die körperliche Leistungsfähigkeit sich nur wenig steigern läßt, wogegen für die Ausnützung der Naturkräfte durch den menschlichen Geist trotz des bis jetzt erreichten erhöhten Niveaus eine Grenze nicht abzusehen ist.

Wir wollen nun nicht etwa behaupten, mit diesen Feststellungen etwas Neues gefunden zu haben. Diese Folgerungen ergeben sich aus dem derzeitigen Stand der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse eigentlich von selbst. Was aber sehr notwendig erscheint, ist sie in Zusammenhang mit dem Wirtschaftsgeschehen zu bringen, um da endlich einmal aus der fiktiven Welt der Kapitalbildung, der Welt des Zinses, des Warenhandels und der Geschäfte, in der unsere Volkswirtschaftler ganz für sich leben, in die Welt der naturgegebenen Realitäten zurückzukehren, in der wir Anderen nun einmal leben müssen und auch wie Menschen leben wollen.



Und das Gleiche sei auch für alle unsere weiteren Rückschlüsse gesagt. Wir folgen da unserem Gedankengang, unbekümmert darum ob wir dabei gelegentlich auch „offene Türen einrennen“. Wenn die Theorie den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, so ist das Grund genug festzustellen, daß ein Wald aus Bäumen besteht. —

Gehe wir weiter gehen, wollen wir die Ergebnisse unseres bisherigen Gedankenganges kurz präzisieren:

Unsere wichtigste Energiequelle ist die zur Erde gelangende Sonnenausstrahlung ohne die das menschliche Leben, wie jedes andere Leben auf Erden unmöglich sein würde. Der Mensch kann jedoch, und das ist wiederum von fundamentaler Bedeutung, die Sonnenenergie nicht direkt in die ihm unentbehrliche Nahrungsenergie umwandeln. Dies vermag nur die Pflanze, und so muß der Mensch hier die Pflanze für sich „arbeiten“ lassen.

Jede Pflanze bedarf nun zu ihrer nutzbringenden Entwicklung einen gewissen Platz, und da die Oberfläche der Erde eine gegebene Größe ist, so wird damit dieser Umwandlungsmöglichkeit von Sonnenenergie in Nahrung eine räumliche Grenze gesetzt. Dadurch wird die Nahrungsversorgung auch zu einer Raumfrage. Bei den verhältnismäßig riesigen Ländereien, die heute noch zu diesem Zwecke herangezogen werden können, ist dies aber vorerst mehr eine Frage der Verteilung, sei es der Erde selbst, sei es deren Produkte, als eine dringende Existenzfrage des Menschengeschlechtes. Diese Raumfrage ist also für unsere Betrachtungen von ganz untergeordneter Bedeutung und kann fürderhin unberücksichtigt bleiben.

Fällt demnach die Raumfrage weg, so erscheint die Verwertungsmöglichkeit unserer Energiequellen nur mehr durch die Zeit begrenzt (Seite 39), das Wirtschaftsgeschehen als Ganzes genommen reduziert sich also auf ein Zeitproblem. Für diese so a priori gewonnene Erkenntnis den Beweis zu führen, war die Aufgabe, die sich der Verfasser selbst gestellt hatte.

Durch den Verdauungsprozeß wird die an die Nahrung gebunden gewesene Energie in Lebensenergie umgewandelt. Sie dient so zum Teil zum Aufbau und zur Regeneration von Körper und Geist, zum Teil wird sie in Arbeit umgesetzt.

Diese Arbeitskraft kann nun wesentlich verstärkt werden durch die bereits eingangs erwähnten Energiearten, die der Mensch wieder in Arbeitsenergie umzuwandeln versteht.

So betrachtet zerfällt die Arbeit in zwei Arten:

1. In eine solche, die erstmal selbst Arbeitsenergie produziert, wie: Nahrungsmittel, Schweröle etc., oder auch bereits vorhandene Arbeitsenergie verwendungsfähig macht: Gewinnung von Kohle und Leichtölen, Anlegung von Wind- und Wasserkraftwerken u. dgl. m., und

2. In eine solche, die diese Arbeitsenergie dann zu lebenswichtigen und kulturellen Zwecken verwertet.

Da die Nahrung die Voraussetzung für die Arbeit ist, so muß der Mensch mit seiner Arbeit immer wieder für die weitere lebensnotwendige

Nahrung vorsorgen. **Erst der Ueberschuß daraus kann zu anderen Arbeitsleistungen benützt werden.**

Es soll das jetzt noch an einem augenfälligen Beispiel erläutert werden: Wenn von zwei Wilden der eine den Tag über gerade so viel Nahrung sucht als er dabei verbraucht, so kann er nichts anderes tun und wird der nahrungsuchende Wilde bleiben. Der andere sammelt an einem Tage auch noch genug für den nächsten und kann jetzt diesen Tag für sich arbeiten, eine Hütte bauen, Rindenstoffe klopfen u. s. w. Dann ist auch sein Nahrungsborrat verbraucht und das Spiel wiederholt sich. Nun kann der zweite Wilde sich vielleicht ein Werkzeug fertigen, mit dessen Hilfe er sein Arbeitsquantum vermehrt, u. s. f. (Siehe hierzu auch I., Seite 26, unten).

Wir können auch hier wieder die Wahrnehmung machen, daß die einzelnen Arbeitsleistungen nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ verschieden sind, daß z. B. die Herstellung eines Werkzeuges volkswirtschaftlich viel höher einzuschätzen ist, als die bloße Nahrungssuche. In diesem Sinne ist auch gewöhnliche Handlangerarbeit geringer zu werten als auf manueller Geschicklichkeit beruhende Qualitätsarbeit und diese wieder geringer als hochstehende produktive Geistesleistungen, resp. umgekehrt, wobei die Zweckmäßigkeit der Leistung der ausschlaggebende Faktor ist. Der Maßstab hierfür ergibt sich von selbst aus der eingangs gemachten Feststellung, daß das vernunftgemäße Wollen des Menschen auf seine geistige und kulturelle Höherentwicklung gerichtet sein muß, also eine Arbeitsleistung umsohöher einzuschätzen ist, je mehr sie diesem Streben gleichgerichtet erscheint.

In diesem Sinne ist die Qualität einer Leistung durch den Grad ihrer Nützlichkeit bestimmt.

Aus dem Obgesagten kann nun gleich die Wertbestimmung der Arbeit wie folgt abgeleitet werden:

**Den Wert der Arbeit bestimmt die Qualität der Arbeitsleistung und das Arbeitsquantum.**

Aus dieser Wertbestimmung ergibt sich wieder folgender Rückschluß:

Die Summe aller von einer Volksgemeinschaft in einer bestimmten Zeit geleisteten Arbeit dividiert durch die arbeitende Bevölkerung ergibt die jeweilige Arbeitspotenz dieses Volkes.

Und der vornehmste Träger dieser Arbeitspotenz, der in jeder Hinsicht qualitativ hochstehende Mensch, ist der wahre Reichtum einer Nation und nicht die angehäuften toten Massen oder gar das Geld und seine Surrogate, die gemeiniglich in erster Linie zu solchen Berechnungen herangezogen werden.

Kann es denn eine größere Gedankenlosigkeit geben, als etwa Banken- und Sparkasseneinlagen als Volksvermögen zu werten? Man stolpert doch geradezu darüber, daß ein jedes solche „Guthaben“ gleichzeitig eine „Schuld“ ist, was sich doch gegenseitig aufhebt.

Und auch die schönsten Maschinen veralten. Heute noch „hochmodern“, sind sie vielleicht morgen schon durch bessere überholt, durch den Menschen selbst wertlos gemacht.

Darum sei es bei dieser Gelegenheit nochmals gesagt: Nicht Geld und Geldeswert, der geistig vorwärtstrebende Mensch ist das höchste

Gut einer Volksgemeinschaft, und nur die Nation wird im Wettbewerb der Völker bestehen, die es über Alles stellt und durch **allgemeine** Bildung von Geist und Seele in einem gesunden Körper stetig höher zu entwickeln bestrebt bleibt. Es sei hier nur an die einst weltbeherrschenden Römer erinnert, die da meinten, mit panem et circenses Alles für das Volk getan zu haben.

Um nun niemanden, der unseren Gedankengang bisher gefolgt ist, abwegig werden zu lassen, sei noch das Eine klar herausgestellt: So hoch die Arbeit auch an und für sich einzuschätzen ist, darf sie doch niemals zum Selbstzweck erhoben werden. Auch die Arbeit kann nur der Erfüllung der menschlichen Daseinsbestimmung dienen, und in diesem Sinne lebt der Mensch nicht, um zu arbeiten, sondern er arbeitet, um zu leben. Wohlgemerkt, zu leben **als Mensch!** In der höchsten Bedeutung des Wortes.

Dieser wichtige Orientierungspunkt festgelegt, soll uns nun als weiterer Wegweiser die auf unserer afrikanischen Exkursion im 1. Teil, Seite 29, gewonnene grundlegende Erkenntnis dienen, daß alle volkswirtschaftliche Arbeit Leistung auf Gegenseitigkeit ist.

Wir konnten dort klar erkennen, daß der Bauer nicht für sich allein, sondern auch gleichzeitig für den Schmied arbeitet, der ihm die unentbehrlichen Feldhacken dazu liefert, für den Weber und den Fischer. Der Weber arbeitet wieder für den Bauern, den Schmied und den Fischer, und so fort. Einer für den Anderen und Keiner würde für den Anderen bestehen können, es sei denn unter starker Herabdrückung des gesamten Lebensstandards. Es wäre Stillstand aller Entwicklung, und Stillstand bedeutet Rückschritt. **Alle Arbeit einer Volksgemeinschaft ist also Gemeinleistung und muß es sein.**

In diesem Sinne gibt es dann auch keine Scheidung in produktive und unproduktive Stände. Ist die Arbeit der unproduktiven Stände, der Beamten, des volkswirtschaftlichen Verteilungsapparates usw., notwendig, dann fällt sie genau so gut in die volkswirtschaftliche Gemeinleistung wie jede andere Arbeit.

Ein volkswirtschaftliches Uding ist es allerdings, wenn der Herr Bankdirektor Goldheimer, oder der Fleischermeister Hackauf, oder Herr Mayer in Firma Mayer & Cie, Hosentröpfe en gros, ihre Arbeit selbst so hoch einschätzen, daß sie glauben, das Vielfache eines qualifizierten Geistesarbeiters oder auch nur eines besseren Arbeiters „verdienen“ zu dürfen. Auch der Wert solcher Arbeit kann nur durch den Grad ihrer Nützlichkeit bestimmt werden, wobei es den Herren Hackauf und Mayer ganz gut vor Augen gehalten werden kann, daß der Bauer und der Arbeiter **zur Not** auch ohne sie bestehen könnte, sie selbst aber niemals ohne diese beiden. Die „Arbeit“ des Herrn Bankiers Goldheimer wird hier ja noch ganz besonders gewürdigt werden.

Ist alle menschliche Arbeit Gemeinleistung, dann ist auch das Ergebnis der Arbeit Gemeingut. Man darf das natürlich nicht engstirnig auffassen, und nun etwa jeden Kahlkopf, den sich ein Laubenkolonist zieht, als Gemeingut ansprechen, oder **wirkliches** Privateigentum in Atome aufgehen sehen.

Immerhin werden diese beiden Begriffe dadurch klar umrissen: Privateigentum bleibt auf das auch wirklich dem Privatleben Dienende beschränkt: Alles, was der Allgemeinheit dient, ist Gemeingut, auch Grund und Boden mitinbegriffen.

Also Enteignung!? Ja und nein. Wir brauchen hier nur den Begriff des Treuhänders einzuschalten, um ohne viel Worte zu sagen, was mir meinen.

Verwaltet der Besitzer eines Gemeingutes es in einer der Allgemeinheit dienlichen Weise, dann wäre es ja geradezu widersinnig, wollte man ihm diesen Besitz nehmen. Erst wenn das Gegenteil zu Tage tritt, sind daraus die Konsequenzen zu ziehen, genau so wie bei jedem anderen wirklichen Volksschädling.

So muß sich auch ein jeder Händler vom Weltgroßisten herunter bis zum kleinsten Detaillisten, darüber im Klaren sein, daß er nichts anderes ist, als der Treuhänder der Arbeitsprodukte, die als „Waren“ durch seine Hände gehen, und er sie nie und nimmer zu Spekulationsobjekten machen darf. Auch er kann aus der Gesamtleistung der Volksgemeinschaft nur für seine **nützliche** Arbeit ein entsprechendes Entgelt beanspruchen, und Spekulationsgewinne haben mit nützlicher Arbeit nichts, aber auch gar nichts, gemein!

Fassen wir nun, um zu möglichst klaren Begriffen zu gelangen, vorerst einmal das Resultat der sinngemäßen (siehe Seite 39) volkswirtschaftlichen Gemeinarbeit in der landläufigen Bezeichnung „Produktion“ zusammen, so ist alle Produktion Gemeingut.

Sinn und Zweck der Produktion wieder kann nur in ihrer vernunftgemäßen Konsumtion liegen.

Um es kurz und möglichst Alles umfassend auszudrücken: Produktion ist alle Arbeit, die einer vernunftgemäßen Konsumtion dient, und Konsumtion die sinngemäße Verwertung der Produktion.

Hierbei sind beide, Produktion wie Konsumtion, im engsten wie im weitesten Sinne des Wortes zu verstehen. Im engeren Sinne konsumiert der Mensch nicht allein Nahrungs- und Genußmittel, er konsumiert auch Wäsche und Kleidung. Im weiteren Sinne Wohnung und Heizung, bis er im weitesten Sinne als Parkbesucher die Schönheiten der Anlagen, als Beschauer den Stil eines Bauwerkes und als Erholungreisender die Schönheiten der Natur konsumiert.

Es wird dem Leser aufgefallen sein, daß es sich bei dieser zuletzt genannten Art von Konsumtion um ein Gratisvergnügen handelt, wogegen man sich die ersterwähnte nur durch entsprechende Bezahlung verschaffen kann. Ganz scharf ist aber auch diese Trennung nicht, wie dies ja das angeführte Beispiel der Erholungsreise dartut: Die Naturschönheiten stehen wohl meist gratis zur Schau, dagegen erfordert die Reise selbst oft erheblichen Geldaufwand.

Wir werden zwar später den Leser noch zu der Erkenntnis führen, daß beides letzten Endes auf ein und dasselbe hinausläuft — einen Zeitverbrauch — wollen aber doch diesen in unserer derzeitigen Wirtschaftsordnung durch das Geld gegebenen Unterschied in ihrer Bezeichnung als Kaufgüter resp. Kaufleistungen festhalten.

Damit wären wir wieder bei unserem eigentlichen Untersuchungsobjekte, dem Gelde, angelangt und werden uns nun auch mit ihm eingehender befassen müssen.

Wie wir bereits feststellen konnten, hat das Geld keineswegs bereits an der Wiege der Menschheit gestanden; es ist vielmehr erst sehr viel später als Hilfsmittel in das Wirtschaftsleben der Völker eingeschaltet worden. Sein Werdegang interessiert uns jedoch hier wenig, sehr stark dafür, zu was es die Menschen gemacht haben.

Die meisten Menschen, insbesondere unsere Wirtschaftler, können sich die Welt gar nicht anders vorstellen, als „kaufend“ und „verkaufend“. Sie lebt ausschließlich von Handel und Geschäft, und dazu gehören vor allem anderen Waren und nochmals Waren, dann Leute um die Waren zu handeln, und Geld, um es damit zu tun.

So hat man zuerst alles auf dieser Erde, ja sie selbst — wenigstens, so weit man ihrer habhaft werden konnte — zur Ware gemacht. An Sonne, Mond und Sterne konnte man ja zu deren Glück nicht heran, so ist man dann dafür auf die Idee gekommen, auch den Menschen zur Ware zu machen, so daß er sich an sich selbst verkaufen kann. Und zu guter Letzt wird auch noch der dritte im Bunde, das Geld, zur Ware und macht so mit sich selbst Geschäfte! — — —

Nun, lieber Leser, tue uns den Gefallen und unterbreche hier Deine Lektüre und suche Du selbst nach irgend einem festen Punkte in dieser famosen Wirtschafts“ordnung“. — — — Dir schwirrt der Kopf! Wir verstehen das. Dem Verfasser ging es bei seinem ersten Versuche auch nicht besser, und so wollen wir hier lieber eine kleine Raft in unserem Gedankengange einlegen, um uns wieder einmal in einer nützlichen Phantasmagorie etwas Abwechslung zu verschaffen.

Diesmal brauchst Du nicht in ferne, unbekannte Länder schweifen, es genügt schon der nächste Bahnsteigautomat, dessen Täschereien oder sonstigen mehr oder weniger nützlichen Dingen Du schon so manchen entbehrlichen Groschen geopfert haben wirst.

Du hast wohl auch schon den Pächter beobachtet, wie er sich gerade Deine Groschen herausholt und dafür den Automaten wieder mit neuen Schätzen füllt. Er wird dabei sein Geschäftchen machen, wie jeder andere Geschäftsmann auch.

Nun wollen wir uns einmal den ganzen Geschäftsverkehr einer Volksgemeinschaft als ein System solcher ins Gigantische vergrößerter Automaten vorstellen.

Gespeist werden diese Automaten von der gesamten Volksgesamtheit, wogegen die einzelnen Volksgenossen durch Einwerfen des in ihren Besitz gelangenden Geldes, sich das, was sie gerade haben wollen, Notwendiges und Ueberflüssiges, aus den Automaten herausholen.

Es ist klar, daß, soll der Betrieb nicht ins Stocken geraten, aus den einzelnen Automaten unten so viel von den Konsumenten herausgenommen werden muß, als oben von der Produktion eingefüllt wird. Oder, um es treffender auszudrücken, oben nicht mehr nachgefüllt werden kann, als unten herausgenommen wird.

Da es ja augenfällig ist, daß die Produktion derzeit alle Ansprüche der Konsumtion vollauf zu befriedigen imstande ist, so können wir die Automaten vorerst als für jeden Bedarf gefüllt annehmen.

Der Betrieb unseres Automatensystems liegt nun ganz in den Händen derjenigen Volksgenossen, die man wohl am besten unter der landläufigen Bezeichnung „Geschäftswelt“ zusammenfaßt. Was damit alles gemeint ist, ergibt sich ja aus dem weiteren von selbst.

Die Interessen dieser Geschäftswelt decken sich nun insofern mit denen der Allgemeinheit, als ihre Geschäfte nur dann blühen können, wenn in dem Betriebe keine Störungen eintreten, also die Waren in einem kontinuierlichen Strome durch die Automaten hindurchfließen.

Sehen wir nun, wie diese Geschäftswelt, die jeden „Eingriff“ in die „Freie Wirtschaft“ als gemeingefährliches „Experiment“ weit von sich weist, dieser Selbstverständlichkeit Rechnung trägt:

Unsere Wirtschaftsordnung teilt hier die Volksgenossen in zwei ineinander verlaufende Schichten: In eine solche, die als Gegenwert für ihre Arbeitsleistung eine bestimmte Menge Geld als Gehalt oder Lohn zugemessen erhält, oder auch in selbständiger Arbeit verdient, die gerade so hinreicht, ihre notwendigen Lebensbedürfnisse damit befriedigen zu können, und in eine solche, die entweder ein über jede Verbrauchsmöglichkeit hinausgehendes fixes Einkommen bezieht, oder aber, angefeuert von dem Wahlspruch der kapitalbildenden Welt, „Geschäft ist Geschäft“ und den Wert ihrer Arbeit selbst einschätzend, das System „Bediene Dich selbst“ vor allem auf das in die Automaten strömende Geld anwendet, von dem ein jeder sich so viel anzueignen bestrebt ist, als bei dem allgemeinen Wettstreit darum immer nur möglich ist. Dabei werden natürlich die zaghaften und moralisch gehemmten Streiter von den rücksichtsloseren und von keinen solchen Skrupeln belasteten Raffern beiseite gedrängt.

Diese Großverdiener reißen nun so viel von dem faszinierenden Gelde an sich, der eine mehr, der andere noch mehr, daß sie es nie und nimmer für sich selbst wieder verbrauchen können. Sie können es aber auch nicht behalten, denn da das vorhandene Geld eine jeweils gegebene Größe ist und sein muß, so müßte diese Rafferei damit enden, daß schließlich kein Geld mehr für die Gehalts- und Lohnempfänger übrig bliebe. In dieser Richtung endet diese Geldrafferei also in einen Unsinn.

Die Geldraffer wollen aber auch nicht auf ihren Lorbeeren ausruhen; sie wollen weiter verdienen, weiter raffen, was sie als den Hauptzweck ihres Daseins ansehen, und wofür sie ja auch von einer beneidenden Mitwelt entsprechend angestaunt werden.

Der nun aus diesem Dilemma sich bietende Ausweg, das weggeraffte Geld immer wieder durch frisches zu ersetzen, würde aber, wie wir ja alle jetzt wissen, zur Inflation, zur Entwertung der eigenen Beute, also wieder zu einem Unsinn, führen.

So bliebe also den Raffern nichts weiter übrig, als alles Geld wieder auszugeben, das heißt, es wieder in die Automaten zu werfen, und sich fortwährend, je nach der Höhe ihrer jeweiligen Beute, Konsumgüter über Konsumgüter herauszuholen und — aufzustappeln.

Abgesehen von der Absurdität eines solchen Beginnens würde es schließlich von selbst ein Ende dadurch finden, daß man den Anderen doch mindestens so viel lassen muß, daß sie damit ihr Leben fristen und weiter arbeiten können, da man ja sonst die Herne verhungern ließe, die die goldenen Eier legt. Also wieder ein Unsinn.

Gewiß, lieber Leser, wir wissen schon, was Du da einwenden willst: Es gibt doch einen so einfachen und geradezu selbstverständlichen Weg, das Geld wieder los zu werden, es wieder „unter die Leute zu bringen“ und dabei sogar „nutzbringend anzulegen“, indem man neue Fabriken errichtet, alte vergrößert, riesige Zinshäuser baut, kurz, alle diejenigen „Kapitalanlagen“ macht, die dann weiter so schön Kapital und Zins abwerfen. Nicht wahr, das wolltest Du doch sagen?

Gewiß kann man das. Unsere Wirtschaftsführer preisen ja die, die es tun, vernehmlich genug als Retter aus der Not, die da Arbeit schaffen und den Arbeitern Brot geben.

Sie übersehen dabei nur ganz die Kleinigkeit, daß alle diejenigen, die das Geld heute so freigebig „unter die Leute bringen“, — es **morgen von den Leuten wieder haben wollen**, mit Zins und Profit!! —

Zuerst, was geschieht, wenn dergestalt die Produktion erhöht wird, wenn also mehr Konsumgüter erzeugt werden? Dann werden auch mehr in die Automaten hineingepumpt und müssen, soll nicht alles ins Stocken geraten, mehr herausgenommen werden. Mit anderen Worten: Einer vermehrten Produktion muß ein entsprechend gesteigerter Verbrauch folgen. Das ist eine wirtschaftliche Selbstverständlichkeit.

Da nun aber doch das Geld das einzige hierzu taugliche Mittel ist, so muß man der hauptsächlichsten Verbraucherschicht, den kleinen und mittleren Lohn- und Gehaltsempfängern, Geld in ausreichendem Maße in die Hände geben, das heißt, **die Realeinkommen entsprechend erhöhen**.

Wir sehen, daß schon hier die unersättliche Geldgier in einen unüberbrückbaren Gegensatz zu sich selbst gerät. Sie treibt die sogenannten wirtschaftlich Starken dazu, jeden geldlichen Vorteil für sich selbst festzuhalten, wogegen die Macht der Tatsachen keinen anderen Ausweg übrig läßt, als auch den Anderen ihren wohl gemessenen Anteil zu überlassen.

Womit der Kreis geschlossen erscheint: Der Mißbrauch des Geldes führt zu Kapitalbildung, diese erzwingt einerseits übermäßige Produktionssteigerung, andererseits führt sie über Zins, Profit und Amortisation zur Konsumdrosselung. Aus dieser Zwickmühle gibt es keinen Ausweg mehr.

Und selbst wenn es einen gäbe, wäre damit das Problem lange noch nicht gelöst!

Und wie wir gleich sehen werden, ist es, so wie es sich hier stellt, im „freien kapitalistischen Wirtschaftssystem“ überhaupt nicht zu lösen. Ebensovienig wie der Geldraffer selbst unsinnig Konsumgüter vergeuden oder sinnlos aufstapeln will, ebensovienig kann er andere dazu zwingen, und man kann schon aus diesem Grunde die Automaten nicht

so einfach mit „Ware“ vollpfropfen, die die Konsumenten entweder nicht haben wollen, oder gar nicht konsumieren können.

Dein Ausweg, lieber Leser, das Geld dergestalt wieder „unter die Leute zu bringen“, endet also bei näherer Betrachtung ebenfalls in einem Unsinn.

Es ist eben auch der Fluch des Kapitals, das den „Zins zeugt“, daß es immer weiteren Unsinn zeugen muß.

Ach ja, der Export! Nun lieber Leser, um es hier kurz zu machen: Ueberflüssige Arbeitsgüter lassen sich auch nicht so mir nichts, dir nichts ins Ausland wegstamotieren. Es gibt da weiter keine Hexerei, wie sie uns unsere Geldakrobaten unter dem „Devisenschleier“ gerne vortäuschen wollen. Das naturgegebene Äquivalent für das Exportgut ist das Importgut, und für unsere Betrachtungen ändert sich so gut wie nichts, wenn an Stelle des Exportgutes schließlich das Importgut in die Automaten hineingepropft wird.

Was also der Geldraffer mit seiner Beute auch anfangen wollte, überall offenbart es sich, daß das Geld nicht das ist, wozu es die Menschen in ihrer Habgier gerne machen möchten: Ein wirkliches, positives Wertobjekt. „Mach' Dir jetzt über den letzten Satz weiter kein Kopfzerbrechen, lieber Leser, Du wirst später noch sehen, daß es wirklich so ist.“

Und trotzdem! Das weltumspannende Spekulantentum hat auch aus dieser schier hoffnungslosen Situation einen Ausweg gefunden, einen Ausweg, der seiner „Geschäftstüchtigkeit“ alle Ehre macht, und den es darum auch mit zäher Beharrlichkeit verteidigt:

### **Es hat das zinszeugende Leihkapital erfunden!**

Und dem Unsinn in den „Banken“ seine Prachttempel errichtet.

Damit schlägt es gleich drei Fliegen mit einer Klappe:

1. Wälzt es den Unsinn auf Andere und damit auf die Allgemeinheit ab,
2. Tarnt es ihn, indem es seine Konsumtion in die Zukunft verlegt, und
3. Führt es durch das „Zinsphänomen“ die ganze Welt an der Nase herum, und sichert sich für's erste eine Einkommenquelle, aus der es bis auf Weiteres herrlich und in Freuden leben kann.

Die Geldraffer halsen also ihren Generalunsinn auf diese geniale Art und Weise als „Geldgeber“ dem bedauernswerten „Geldnehmer“ auf, der jetzt als „Schuldner“ das vollbringen muß, was der „Gläubiger“ auf ihn abgewälzt hat: Er muß das Geld „unter die Leute bringen“, er muß damit verdienen, verdienen. Er **muß** es! Denn hinter ihm zeichnet sich ja schon drohend der Schatten des Gerichtsbüttels ab. Und wenn es ihm wirklich noch gelingen sollte, sich beizzeiten zu salbieren, so beweist dies gar nichts; dann ist eben ein anderer an seine Stelle getreten.

Das nunmehr in „Leihkapital“ verwandelte Geld wandert jetzt, ohne daß ihm die Hexerei anzumerken wäre, wieder in die Automaten, während die damit entnommenen Gebrauchsgüter in Maschinen,



Bauten und sonstige profitversprechende Dinge umgewandelt werden.

**Alles weitere erfolgt nun zwangsläufig.** Das erste, was aus der „Kapitalanlage“ herausgewirtschaftet werden muß, sind die Zinsen. Diese muß der Schuldner nun fortgesetzt in dem Kampf um das „freie Geld“ an sich zu reißen versuchen. Da aber die Geldraffer doch ihre „Arbeit“ nicht einstellen, sondern immer wieder auf's Neue „Kapital bilden“, so wird das Gedränge um den Geldpfuhl immer beängstigender.

Die „Großfinanz“ drückt nun mit Hilfe ihrer wirtschaftlichen Mittel ihre eigenen Kreaturen, die kleinen Zinsenshascher, beiseite, die damit die Ersten werden, deren vorbestimmtes Schicksal sich langsam aber sicher zu erfüllen beginnt.

Zu einer Zeit, in der sich die erzwungene Ueberproduktion immer bedrohlicher auszuwirken beginnt, müssen die Schuldner, um die Zinsen bezahlen zu können, sich selbst einschränken: Arbeiter werden entlassen und die Reallöhne gesenkt — statt erhöht!!

Während so auf der einen Seite immer mehr in die Automaten hineingestopft wird, wird auf der anderen der breiten Konsumentenschicht, das nötige Kleingeld, sie zu leeren, immer mehr entzogen. Je weniger aber umgesetzt wird, desto schwieriger ist es natürlich, für den Schuldner, die „Zinsen“ herauszuwirtschaften.

Der Kulminationspunkt der so herrlichen Zeit der Prosperität ist überschritten und es geht nun jetzt unaufhaltsam überall den „Wellenberg“ wieder hinunter. Der Moloch der zinszeugenden Kapitalbildung hat bereits solche Dimensionen erreicht, daß ihm nichts mehr anderes übrig bleibt, als sich selbst zu verspeisen.

Das kapitalbildende Publikum wittert Unheil, und diese melkende Kuh hält jetzt plötzlich die Milch zurück. Die „Finanzgewaltigen“ stehen der Situation machtlos gegenüber. Ihre Hilflosigkeit wird immer augenscheinlicher, das Publikum immer ängstlicher, das Geld immer rarer.

Dieses bekommt nun plötzlich einen Raritätswert, etwa wie ein Alter Meister. Und durch seine Zauberkraft werden alle Kaufgüter bis hinunter zum Grund und Boden immer weniger wert. Nun sind aber diese gemeiniglich unter „Substanz“ zusammengefaßten Dinge doch der dem Gläubiger verpfändete Gegenwert der in Geld zurückzuzahlenden Schulden. **Also wachsen die Schulden quasi von selbst!**

Gegen diese geldliche Logik kämpfen Götter selbst vergebens, und so verschlechtert sich die Position des Sündenbockes „Schuldner“ immer mehr, bis er schließlich durch das Geld enteignet wird. Denn gegen die Macht des Geldes hält jetzt auch die Heiligkeit des Privateigentums nicht mehr stand: Das negative Eigentum des Schuldtitels wird über das positive des Besitzes gestellt. Nochmals geldliche „Logik“!

Unsere Volkswirtschaftler haben für diesen Zustand das schöne Wort „Deflation“ gefunden. Macht man es umgekehrt, und enteignet das Geld durch die Dinge, so heißt es „Inflation“.

Und die Welt steht ehrfurchtsvoll ob solch' tiefgründiger Weisheit. Das hat das Geld aus ihr gemacht und nach dem, was die

Menschen aus dem Gelde gemacht haben, ist ihm diese wohlgelungene Rebanché zu gönnen. — — —

Nach dieser Abschweifung, die die mehr phantastischen Taten des Herrn mit dem zauberhaften Zylinderhut in das reale Geldliche übertrug, wollen wir nun unseren Gedankengang dort, wo wir ihn — Seite 45 — unterbrochen hatten, wieder aufnehmen.

Rekapitulieren wir kurz: Der Mensch arbeitet zum Zwecke der Erfüllung seiner Daseinsbestimmung. Dies kann nur durch Gemeinarbeit geschehen. Aus der Gemeinarbeit ergibt sich der Begriff der Gemeinleistung und des Gemeingutes. Faßt man die Gemeinarbeit unter Produktion zusammen, so ist ihr Sinn und Zweck die Konsumtion, beides im engsten, wie im weitesten Sinne.

Hier soll nun zweifelsohne die Funktion des Geldes als Vermittler dieses Ausgleiches einsetzen.

Da die Menschen bislang das Wesen des Wirtschaftsgeschehens nicht in seinem Grunde erfaßt haben, so konnten sie auch die wahre Funktion des Geldes nicht erkennen, und sind so nachgerade zum Sklaven ihrer eigenen Schöpfung geworden.

Es sei hierzu noch bemerkt, daß wir das Geld durchaus nicht als eine zwingende Notwendigkeit ansehen können, und im Geiste ein allerdings kulturell unvergleichlich höher stehendes Geschlecht erblicken, das, in klarer Erkenntnis der wirtschaftlichen Zusammenhänge und der daraus entspringenden Selbstsucht, des Geldes nicht bedarf. Unser Geschlecht der Geschäfts- und Handelsleute würde aber ohne es nicht bestehen können.

Und doch ist das Eine ganz sicher: Ebensowenig wie die Produkte der Arbeit dazu da sind, um damit „Handel zu treiben“, ebensowenig ist das Geld dazu da, um damit „Geschäfte zu machen“.

Es soll vielmehr dazu dienen, den berechtigten Anspruch seines Besitzers auf die Gemeinleistung einer Wirtschaftsgemeinschaft zum Ausdruck zu bringen. Wohlgermerkt, den **berechtigten** Anspruch. Und da es ein Leistungsanspruch ist, so ist er auch je nach Quantität und Qualität der Leistung durch das Geldäquivalent zu differenzieren.

Wir möchten hierzu, im Anschluß an unsere obige Vision in eine ferne, bessere Zukunft, noch sagen, daß ein wirklich ideal denkendes Geschlecht die Abgeltung solcher Leistungsunterschiede weniger in geldlicher, also materieller Form, als vielmehr in idealer suchen und finden wird, im Geiste des Sängers der Ballade, der, die goldene Kette zurückweisend, spricht: „Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet“.

Doch, Du schüttelst ob solchen abstrakten Idealismus ungläubig und mißbilligend den Kopf, lieber Leser, und wir lehren, das Zwecklose solcher Phantastereien selbst einsehend, wenn auch ungerne, in die geldliche Wirklichkeit zurück.

Wir tun es ungerne, denn wir müssen da gleich wieder mit der wenig schönen Feststellung beginnen, daß Leistungsunterschiede derzeit in der Hauptsache in einer mehr oder weniger großen „Geschäftstüchtigkeit“ zum Ausdruck kommen, die wiederum darin besteht, daß

man gute Beziehungen zu den „maßgebenden“ Stellen unterhält, oder von Natur aus mit einer entsprechenden Nase für gute Börsen- und sonstige Konjunkturwitterung ausgestattet ist, wobei man dann spielend vom galizischen Spritschieber zum großstädtischen Bankgewaltigen avancieren kann, und was es solche Zufälligkeiten im Reiche unserer Großverdiener noch mehr gibt, wobei es hauptsächlich darauf ankommt, in der Selbsteinschätzung der eigenen Leistungen nicht mit allzu großer Bescheidenheit belastet zu sein.

Bei den Kleinverdienern ist die Sache ja ausgeglichener und schon eher dem Leistungsprinzip angepaßt, aber auch da wohl mehr dem Zwang gehorchend, als dem eigenen Trieb.

Die Funktion des Geldes kann nunmehr wie folgt präzisiert werden.

**Das Geld stellt den durch die Einzelleistung erworbenen Anspruch auf die Gesamtleistung einer Volksgemeinschaft dar**, also auf alles das, was wir bereits Seite 44 als Kaufgüter und Kaufleistungen herausgestellt haben und was wir hier unter der landläufigen Bezeichnung Konsumgüter zusammenfassen wollen.

Darin ist jedenfalls die Hauptfunktion des Geldes zu erblicken, wogegen alle seine anderen Verwendungen nur Zwischen- und Nebenfunktionen darstellen, falls sie nicht gar in die Kategorie seines Mißbrauches fallen, dem ja diese Abhandlung in erster Linie gewidmet ist.

Mit dieser Klarstellung der Funktion des Geldes haben wir eine äußerst wichtige Etappe in unserem Gedankengange erreicht, durch die uns eine Fülle neuer Tatsachen offenbar wird.

So gleich die beiden folgenden:

1. Wenn das Geld der Anspruch auf die vollbrachte nützliche Leistung, also auf einen doch stets bereits **vorhandenen** Wert ist, so bedarf es keiner Gold- oder irgend einer anderen „Deckung“.

2. Wenn das Geld der Gegenwert der vorhandenen Kaufgüter ist, so darf es nicht nochmals als „Kapital“ den Arbeitsgütern zugezählt werden, wie dies jetzt allgemein geschieht.

Es gibt da doch nur zwei Eventualitäten: Entweder man bezeichnet das Geld als Kapital, dann können die Arbeitsgüter nicht als Kapital gewertet werden (Produktionskapital, Investitionskapital), oder man bezeichnet die Arbeitsgüter als Kapital, dann darf das Geld nicht als Kapital gewertet werden (Betriebskapital, Lohnkapital).

Ein ganz ausgemachter Unsinn ist es aber, das in Schulden umgewandelte Bankengeld in diesem Sinne als Kapital zu werten (Leihkapital).

Das geldliche Denken hat da Dinge zusammengekoppelt, die in dieser Hinsicht so gut wie nichts miteinander zu tun haben: Geld, Gold und Schulden. Daß das Golddogma nur einem gerissenen Spekulantentum und „fachverständiger“ Wichtigtuerei als Deckmariel für Gaunerei und Unwissenheit dient, darüber wird, wir hoffen es wenigstens, keiner unserer Leser jetzt mehr im Zweifel sein.

Und wer es immer noch nicht glauben sollte, für den haben wir die nachfolgende Gleichung aufgestellt:  $a = a + 10a$ . Auf dieser Formel, über die jeder ABC-Schütze in ein lautes Gelächter aus-

brechen würde, baut sich nämlich der ganze babylonische Schuldenturm auf. Daß es so ist, dafür können wir keine Geringeren als unsere angesehensten Finanzkapazitäten ins Treffen führen. Wie oft ist uns von diesem hohen Viedestal nicht mit ernster Miene verkündet worden, daß es zu unabsehbarem Unheil führen müsse, wenn das Geld nicht durch das Gold „gedeckt“ wäre, was man Goldwährung heiße. Es ist zwar ein Rasperlgeheimnis, daß dies bei dieser Goldwährung derzeit kaum zu einem Zehntel der Fall ist, wir wollen hier aber nicht kleinlich sein, und über solche Intelligenzdefekte hinweggehen. Sehen wir also dogmagemäß: Gold = Geld.

Nun addieren aber besagte Finanzgenies zu dem derart schon sehr notdürftig gedeckten Gelde noch die ganzen kapitalistischen Schulden, die doch in Geld zahlbar gemacht sind, also bitte: Gold = Geld + Schulden. Da es aber nun schon gar kein Geheimnis mehr ist, daß die Weltschulden etwa 10 mal so groß sind als die Weltgoldvorräte, so resultiert daraus die obenangefezte Gleichung.

Das heißt, in Wirklichkeit sieht sie noch viel geistreicher aus, denn hinter den Schulden kommt doch noch der ganze Kometenschweif von Variationen über das Thema Verdienen, das die Börsenjobberphantasie für diesen Spezialgebrauch erfunden hat, und die alle von „Wissenschaft“ und Rechtsprechung geschluckt worden sind, wie: Zinsen, Zinsezinsen (!), Damnum, Dividenden u. s. f., ganz nach Belieben.

Es ist klar, daß damit eine Situation permanenter Inflation hervorgerufen ist — die aber mit dieser chimärischen Golddeckung ebenso wenig zu tun hat, wie die Inflation selbst, — deren Spannung naturgemäß mit jeder neuen „Kapitalbildung“ wächst.

Ganz augenfällig tritt dies bei den sogenannten Goldhypotheken in Erscheinung. Hier ist es doch alles Ernstes ausgesprochen, daß das gleiche Gold, das nicht einmal das Geld decken kann, nun auch noch für diese Hypothekenschulden gerade stehen soll.

Und wie es bei der Mentalität unserer Rechtsbeflissenen nicht anders zu erwarten war, haben sie auch diese neue Erfindung ihrer besonderen Protektionskinder in ihr Vokabularium aufgenommen und enteignen damit im Namen desselben Rechtes den Besitz, mit dem sie in der Inflation das Geld enteignet haben.

Wahrlich, ein ganz kurioses Recht, das sich damit zum Protetor eines ausgesprochenen Schmarohertums gemacht hat, welches auf der einen Seite dem arbeitenden Volke unter allen möglichen Vorwänden das ihm doch zu Konsumtionszwecken gegebene Geld abnimmt, und ihm auf der anderen dasselbe Geld als zins- und profitheischendes Leihkapital wieder „borgt“, es dadurch ganz widersinnig zwingend, blindlings neue Arbeitsgüter zu produzieren, ohne daß es die alten konsumieren kann.

Wenn unser Wilder von Seite 42, anstatt der einen Hütte, die er braucht, sich noch weitere 20 bis 30 Hütten baut, die dann leerstehend verfallen, oder unentwegt Werkzeuge herstellt, die er dann verrostet wegwerfen muß, so schlägt er sich ein Tüchtiges vor den harten Schädel und sagt sich: „Was bist Du doch für ein Mpumbafu (Hornochse)!

gewesen“! Bei unserer hochzivilisierten Kapitalbildenden Welt langt es aber zu einer solchen Selbstkritik nicht, und dann wäre damit auch wenig getan. Denn der Herr Bank- oder Versicherungsdirektor will doch aus diesen nutzlosen Hütten und Werkzeugen sein Geld, das heißt richtiger das Geld der Anderen, wieder haben. Er hat es diesen Anderen doch mit der Versicherung abgenommen, daß sie es mit Zins und Zinsezins wieder bekommen sollen. Das ist doch sein Geschäft. Das bringt Ehre und Ansehen; man wird dadurch zum Wohltäter des Volkes, und nebenbei lebt es sich davon so herrlich und in Freuden. Nämlich von diesem Gelde der Anderen. Und wenn sie es dann nicht mehr wiedersehen — na, dann trägt eben die momentane „Depression“ oder ein anderes am Finanzhimmel gerade heraufgezogenes Unwetter die Schuld, oder der Weltkrieg, die Reparationen, der Goldstrom, der den Berg hinauffließt, die immer verdächtige Venus oder die Quadratur des Saturns. Je unsinniger die Worte, desto mehr vermuten ja die Menschen einen tiefen Sinn dahinter.

Daß diese doch eigentlich klar zutage liegenden Vorgänge so vernebelt werden konnten, daß sie die ganze Welt nicht erkannt hat, wird wohl die größte Camouflage aller Zeiten bleiben, allen Camouflagen des Weltkrieges zum Trost. Und der blaue Dunst, dessen sich die Banken- und Börsenwelt zu dieser ausgiebigen Gehirnvernebelung bedient, ist das so viel umstrittene „Zinsphänomen“.

Mit dem Märchen von der kapitalistischen Zinszeugung erweckt sie den Anschein, als ob sich ihr ungeheurer Leerlauf von selbst erhalte, und lockt damit nicht nur der dupierten Menschheit das Geld aus den Taschen, sondern verschafft sich noch das riesige Heer von Verbündeten, die da alle meinen, auch von diesen Zinsen zu leben.

In Wirklichkeit lebt aber dabei doch nur das Geld vom Gelde. Das offenbart sich ja sofort, wenn es irgendwo zu einem „Run“ kommt. Dann sind plötzlich die Kassen leer. Die vielen Millionen Aktienkapital mitsamt den Millionen „Reserven“ stehen wohl in goldenen Lettern an den Schaufenstern — neuerdings hat man sie mit anerkennenswerter Fügigkeit verschwinden lassen — können aber nicht „flüssig gemacht werden“, weil „die Kredite eingefroren sind“, selbst bei 35 Grad im Schatten! Das ist gut für die Kleinen. Wenn es aber auch bei den Großen nicht mehr weiter geht, dann kommandiert man sich gegenseitig „stillhalten“, und legt damit die ganze Geschichte ebenfalls auf Eis. Allerdings etwas reichlich spät, denn jetzt stinkt sie doch schon etwas gar zu merkbar gegen den Himmel.

Da die aus dieser dauernden Gehirnvernebelung entstandene Begriffsverwirrung bereits einen solchen Grad erreicht hat, daß anscheinend kein Mensch mehr imstande ist, den Unterschied von Geld und Ding, von Fiktion und Realität, auseinander zu halten, so müssen wir, wohl oder übel, noch daran gehen, diese Scheidung vorzunehmen:

Können wir uns die brot-, fleisch- und milchproduzierende Landwirtschaft, den Obst- und Gemüsegärtner und die vielen anderen unsere notwendigsten Nahrungsmittel erzeugenden Volksgenossen aus der Wirklichkeit wegdenken? Oder etwa den Baumwollpflanzler, den

Spinner, den Weber? Den Ingenieur, den Arzt, den Chemiker oder den Physiker? Den Handwerker oder den Arbeiter, der Pflüge, Werkzeuge und Maschinen fertigt? Den Bergmann, der Eisen und Kohle zu Tage fördert? Die Eisenbahnen und Schiffe, die die Produkte unserer Arbeit und uns selbst von Ort zu Ort schaffen?

Jedermann wird darauf, ohne auch nur eine Sekunde zu zaudern, mit einem überzeugten „Nein“ antworten. Und dies mit Recht: **Es sind die Realitäten.**

Können wir und die Börse, die Hausse und Baisse, die Aktienpakete, die Banken, Sparkassen und Versicherungen mit ihrem ganzen Drum und Dran aus unserem „Kampf ums Dasein“ fortdenken?

Die Antwort wird hier schon länger auf sich warten lassen. Die ganz Schlaunen werden sich wohl damit aus der Affaire ziehen, daß sie sagen, sie verstünden zu wenig von diesen Dingen, da sie aber nun einmal da sind, so werden sie auch notwendig sein.

Vielleicht, daß sich Einige zu einem mehr oder weniger ehrlichen „Ja“ durchzuringen vermögen.

Ein erschrockenes Nein werden aber Alle diejenigen ausstoßen, die ein schönes rundes zinszeugendes Bankkonto ihr eigen nennen, von dessen Erträgen sie leben, oder es wenigstens glauben. Wie aber, wenn die vorgenannten Realitäten weg sind? Wenn der Zinsnehmer mit seinem schönen neuen Bankengeld keine Lebensmittel kaufen kann, weil es eben keine gibt! Was nützt ihm da sein Bankkonto, und wenn es noch so schön rund ist? Er muß elendiglich zugrunde gehen, denn — **es ist Fiktion.**

Wenn aber seine Bank plötzlich Pleite macht, und er eines wenig schönen Tages ohne Kapital und Zinsen dasteht — was ja in der Welt der Fiktionen schon vorgekommen sein soll — dann kann er immer noch versuchen sich irgendwie ins Wirtschaftsleben einzuschalten. Und selbst wenn ihm das nicht gelingen sollte: Wo so viele Menschen satt werden, wird auch er nicht gerade zu verhungern brauchen, Dank der Realitäten, wenn auch die Fiktion zum Teufel gegangen ist.

**Fiktion ist** aber der Glaube, daß das Geld **an und für sich** etwas ist.

**Fiktion ist** es zu glauben, daß man das Geld, welches man heute auf die Sparkasse trägt oder in Form von Marken in die Versicherungskarten klebt, in 30 oder 40 Jahren wiederbekommt. Daß es so etwas nicht gibt, wird hier noch sehr deutlich gezeigt werden.

In Wirklichkeit geschieht dabei, **vorausgesetzt daß man den geraden Weg geht**, nichts anderes, als daß die Rentenempfänger, also die früheren Sparer und Markenkleber, das Geld der heutigen Sparer und Markenkleber erhalten, gerade so wie diese ihre Renten später von den zukünftigen Sparern und Markenkleber beziehen werden. Oder, um es einfacher zu sagen: Die Arbeitenden geben diesen Teil ihrer Einkünfte an die Nichtarbeitenden ab, damit diese weiter existieren können. Damit erwirbt sich der jetzt gebende Teil einen — wenn auch nur moralischen — Anspruch später wieder der empfangende Teil zu werden, und so fort.

Ganz augenfällig und folgerichtig vollzieht sich dieser Vorgang bei den Beamtenpensionen, die kurzerhand von der Allgemeinheit in

Form von Steuern und sonstigen Abgaben eingezogen werden. Wenn sich aber das Verhältnis der arbeitenden Bevölkerung zu der Nichtarbeitenden abnormal verschlechtert, dann verschwindet die Fiktion der „wohlerworbenen Rechte“ und die Realitäten setzen sich unerbittlich durch.

Und wohl hauptsächlich wegen dieser Fiktion müssen die Mitglieder unserer so vielgerühmten Sozialversicherung oft 45 Jahre lang Beiträge bezahlen, damit sie endlich mit 65 Jahren in „den Genuß“ einer bescheidenen Rente gelangen, wenn — sie es erleben! Wer aber die Vermessenheit besitzt, etwa schon vorher berufsunfähig zu werden, der muß erst den Nachweis erbringen, daß er dies über 50% oder gar 60% ist — so etwas gibt es tatsächlich(!) — Alle die, die vor der Zeit arbeits- oder berufsunfähig Gewordenen, die ihre „wohlerworbenen Rechte“ vor den Versicherungsämtern „im Sinne dieses Gesetzes“ auszusprechen haben, werden ein Lied davon singen können, was der „Sinn“ dieser Bestimmung in Wirklichkeit bedeutet. Er ist dem Sinne der „Kapitalisierung ihrer Beiträge“ vollkommen ebenbürtig.

Die Versicherung ist ja glücklicherweise — für die Versicherungsämter gemeint — eine Zwangsversicherung, sonst würden sich wohl die Meisten für diese Art sozialer Fürsorge höflich aber bestimmt bedanken.

Anstatt daß diese Aemter ihre Arbeitskraft voll und ganz in den Dienst der Sache stellen und das ehrliche Geld der Markenkleber auf dem kürzesten Weg den Ruhegeldbedürftigen zukommen lassen, wird es erst „kapitalisiert“, und so mit dem Bankkapital vermanscht, womit wohl der Anschein erweckt werden soll, daß auch der damit geschaffene Berg überflüssiger Arbeit sich selbst bezahlt mache.

Wie wenig aber das ehrliche Geld der kleinen Sparer und Markenkleber mit dem allgemeinen kapitalistischen Schuldenmorast gemein hat, geht schon daraus hervor, daß Geld zum Schuldenmachen gar nicht nötig ist.

So wird bekanntlich in den fashionablen Spielclubs sehr häufig um ein Geld gespielt, das gar nicht existiert. Der Spieler legt an dessen statt einen „Bon“, ein Stück gewöhnliches Papier, gegen die Bank und wenn er verliert, so hat sich dieses Stück Papier in eine Schuld verwandelt. Und solche Schulden rangieren dann als Ehrensulden sogar noch vor den wirklichen Geldschulden!

Und in den offiziellen kapitalistischen Wirtschaftsschaukeln, den Börsen, werden doch Schulden im vollen Sinne des Wortes am laufenden Band fabriziert. Von diesem Geschaukel lebt noch so nebenbei das ganze Börsianertum mit seinem aufgeblähten Bankenanhang und ein Heer von Provisions- und sonstigen Spezenreitern, und weiß Gott, sie leben weniger schlecht als die redliche Arbeit.

Der kleine Trick dabei, den aber anscheinend niemand gewahr werden will, besteht darin, daß alle diese aus den leeren Zylinderhüten der Herren Haussiers und Baissers herausgeschaukelten Millionen und Milliarden in dem gleichen ehrlichen Gelde zahlbar gemacht werden, das auch der redlichen Arbeit dienen soll.

Kleidet man auch diese Hererei wieder in eine Formel, dann sieht sie so aus: **Nichts = Schulden = Geld = Anspruch auf die Dinge = etwas**. So macht die moderne kapitalistische Salonmagie aus nichts etwas.

Ja, ist es denn wirklich so schwer zu begreifen, daß sich in der Welt der Realitäten, in der wir doch leben, eine solche bis zum monumentalen Blödsinn gesteigerte Fiktion nicht gegen eine gegebene Realität einsetzen läßt?!

**Die gegebene Realität ist aber das Ding, und nicht das Geld. Dieses ist nur der Plaghalter für jenes.**

Hat darum das Ding, das Konsumgut, seine Bestimmung erfüllt, indem es — vermittelt des Geldes — der Konsumtion zugeführt worden ist, dann ist auch die jeweils korrespondierende Menge Geld wertlos geworden, sie ist quasi tot, und kann nicht in einer kapitalbildenden Schuld ihre Auferstehung feiern, oder gar als Toter noch zinszeugend wachsen. Denn dann müßte doch das betreffende verkonsumierte Arbeitsgut diese Auferstehung und Selbstzeugung mitmachen. Als ehrliches reales Ding kann es aber eine solche Hererei nicht, und selbst wenn sie es könnte, müßte es sich dann noch in Geld umheren.

Da unser Geschlecht der Handelsleute glaubt, diesen Herensabbath durch den „Welthandel“ ins Ausland verlegen zu können, so sei hier nochmals gesagt, daß auch das eine Fiktion ist. Man kann wohl auf diesen Weg eine partielle Ueberproduktion gegen eine partielle Unterproduktion, Leistungen gegen Leistungen, **austauschen**, etwa Maschinen gegen Lebensmittel oder Frachten, aber keine absolute Ueberproduktion in Geld verwandeln. Und man mag die „Devisen“ hin- und herschieben wie man will, der Gegenwert für das Ding kann nur wieder das Ding, resp. die Leistung sein, also das entsprechende Importgut. Es sei denn, daß man das Exportgut ganz oder teilweise verschenkt, womit aber das Problem wie man es in Geld verwandelt auch nicht gerade gelöst sein dürfte.

Wie? Verschenken! Lebensmittel, Baumwolle, Kohle verschenken? Wo es auf dieser Erde stets irgendwo Menschen gibt, die hungern und frieren oder gar darüber elendiglich zugrunde gehen! Darin läge ja noch so etwas wie Vernunft! Aber kapitalistisches Denken und Vernunft! Oher finden sich wohl Wasser und Feuer zusammen als diese beiden.

Glaubt man nicht alles Ernstes den kapitalistischen Schuldenturm dadurch leichter in Geld verwandeln zu können, daß man seinen Gegenwert, die Konsumgüter, vernichtet oder auf den Bäumen versaulen läßt!

Wenn diese „Wirtschaftsführer“ ebenso konsequent wären wie sie verbohrt sind, so müßten sie auch noch ihre leerstehenden Wolkenkrazer in die Luft sprengen.

Feiert hier der kapitalbildende Wahnsinn seine Orgien, so erreicht seine Lügik, pardon, soll heißen Logik, ihren Höhepunkt, wenn sie zu seiner Entlastung erklärt, es wäre kein Geld da (sic!), diesen Ueberfluß kaufen zu können.

Aber für die sakrosanften Schulden oder doch zum Mindesten für deren Zinsfütterei, dazu muß Geld da sein!



Lieber Leser, Dein Geldgöze wird nun schon sehr bedenklich ins Wanken geraten sein. Wir wollen ihn darum lieber jetzt für ein Weilchen in die Ecke stellen und geradewegs auf unser Ziel losgehen.

Es liegt klar vor uns, wenn wir von der Erkenntnis ausgehen, daß sich das ganze Erdengeschehen in der Zeit vollzieht, und auch der Mensch in der Zeit lebt. Er arbeitet, um leben zu können, und jede Differenz daraus muß und kann nur wieder Zeit sein. —

Und in der Tat, welches von den verschiedenen auf unseren Gedankengang aufgeworfenen Problemen wir auch zu Ende denken mögen, immer wird es sich auf ein Zeitproblem zurückführen lassen.

Betrachten wir z. B. daraufhin die beiden Wilden, von denen der eine tagsüber nur so viel Nahrung findet als er dabei wieder verbraucht, während der andere an einem Tage gleich auch die Nahrung für den nächsten heimbringt. Wir haben ihn diesen Tag zum Bau einer Hütte, zum Klopfen von Rindenstoffen oder zur Anfertigung eines Werkzeuges verwenden lassen. Er muß aber nichts von all dem tun, er braucht den zweiten Tag überhaupt nicht zu arbeiten. Er kann sich diesen ganzen Tag über auf die faule Haut legen und, „die Zeit totschlagend“, die angesammelten Nahrungsvorräte aufessen.

Er würde dann allerdings am Ende des zweiten Tages genau so weit sein wie der andere Wilde, da er die in seinen Vorräten heimgebrachte Zeit ohne Nutzen wieder vertan hätte. Er würde sie natürlich ebenfalls, aber im nützlich produktiven Sinne, verbraucht haben, wenn er sich eine Hütte gebaut oder ein Werkzeug angefertigt hätte. Kann er jetzt mit Hilfe des Werkzeuges an einem Tage gleich die Nahrung für drei Tage beischaffen, so hat er zwei Tage gewonnen, die er beide wieder ganz nach Gutdünken verwenden kann. Er kann arbeiten, er kann aber auch faulenzeln.

Daraus ist zu ersehen, daß auch die Mechanisierung der Arbeit nichts anderes als ein Zeitproblem ist.

Es läßt sich dies auch rechnerisch beweisen:

Wenn die zur Herstellung einer Maschine alles in allem verbrauchte Arbeitszeit 10.000 Stunden beträgt und mit ihrer Hilfe ein Arbeitsprodukt dessen Herstellung früher 20 Arbeitsstunden (AS) erforderte, jetzt in 10 AS hergestellt wird und die Maschine nach der Herstellung von 5000 Stück unbrauchbar wird, so kann daraus die Zeitdifferenz wie folgt errechnet werden:

Die Maschine fertigt insgesamt 5000 Arbeitsgüter an, deren Herstellung ohne Maschine je 20 AS = 5000	
× 20 AS = . . . . .	100.000 AS
erfordern würden.	
Die Anfertigung der Maschine beanspruchte 10.000 AS	
die Herstellung der 5000 Arbeitsgüter	
erfordert jetzt 5000 × 10 AS = . . . . .	50.000 AS.
insgesamt .	<u>60.000 AS.</u>

Sodasß also mit der Maschine ein volkswirtschaftlicher Zeitgewinn von . . . . .

40.000 Arbeits-

Es können aber auch Fälle eintreten, in denen die Rechnung ein negatives Resultat, also einen Zeitverlust, ergibt. Das würde im obigen Beispiel dann der Fall sein, wenn die Maschine unbrauchbar würde, ehe mit ihr 1000 Arbeitsgüter fertiggestellt werden. Es würde auch dann das Resultat einen Verlust an Zeit für die Volksgemeinschaft bedeuten, wenn die hergestellten „Waren“ garnicht oder nur mit Verlust abzusetzen wären.

Angenommen, die 5000 in Rede stehenden Arbeitsgüter, deren Herstellung den errechneten Zeitaufwand von	60.000 M
erforderten, würden im Exportgeschäft nur einen Gegenwert erzielen, der einen gleichwertigen Arbeitsaufwand von	40.000 M.
repräsentiert, so würde dies einem volkswirtschaftlichen Zeitverlust von	20.000 M
entsprechen.	

Auch unser Wilder würde seine Zeit vergeuden, wenn er Werkzeuge herstellte, die ihm statt eines Zeitgewinnes einen Zeitverlust einbrächten.

Damit ist gleichzeitig erwiesen, daß nicht die Mechanisierung der Arbeit an und für sich zu wirtschaftlicher Not führen kann, und daß es eine vollkommene Verkennung der Tatsache ist, wenn man glaubt, die Arbeitslosigkeit sei in der fortschreitenden Maschinentchnik begründet, und es könnte ihr durch die Abschaffung der Maschinen und Rückkehr zur Handarbeit gesteuert werden. Das wäre eine Umkehrung der menschlichen Entwicklung, die ein Volk direkten Weges seinem Untergange entgegenführen würde.

Aus dem obenangeführten Beweise erhellt weiter noch, daß eine Maschine nicht etwa dann volkswirtschaftlich als nützlich zu betrachten ist, wenn man damit „Verdienen“ kann, also wenn sie dem Unternehmer „Profit“ abwirft, sondern nur dann, **wenn sie mehr Arbeit leistet als ihre Herstellung Arbeit verursacht hat**, was in der Regel dann der Fall sein wird, wenn ihre Konsumtionsperiode länger ist als ihre Produktionszeit.

Nun ist aber eine Maschine im Grunde genommen auch nur ein Arbeitsprodukt. Das was aber in dieser Hinsicht für ein Arbeitsprodukt gilt, muß auch für alle anderen zutreffen. Und damit ist für unsere bereits Seite 41 a priori aufgestellte Deduktion und die auf unserem Gedankengang noch wiederholt gewonnene logische Folgerung: „Das ganze Wirtschaftsgeschehen sei ein reines Zeitproblem“, nunmehr auch der exakte Beweis erbracht.

Zu einem Geldproblem hat es bloß menschlicher Unverstand gemacht. —

Wertet man nun den auf diese Weise erzielten Zeitgewinn als Nutzen, den Verlust an Zeit als Schaden, so ist ein Arbeitsgut umso nützlicher je mehr seine Gebrauchsdauer die zu seiner Herstellung insgesamt erforderlich gewesene Zeit überwiegt **und umgekehrt**.

Es gibt also auch Konsumgüter, die in diesem Sinne als volkswirtschaftlich schädlich gewertet werden müssen, und wenn z. B. und zwar jetzt auch schon in sogenannten „besseren“ Geschäften, Strümpfe verkauft werden, die, wenn gleich angezogen, zuhause schon Löcher aufweisen, so sind sowohl der Hersteller als auch der Verkäufer solcher „Waren“, auch wenn diese noch so verführerisch glänzend aufgemacht sind, Volksschädlinge. Die damit verbundene Betätigung läßt sich wohl am Treffendsten in die volkstümliche Formel kleiden: „Schade um die Zeit!“ Schade um die Zeit aller auf die Herstellung solcher Konsumgüter verwendeten Arbeit, schade um die von seiten des Verkaufsapparates darauf verschwendete Zeit und schade schließlich um die Zeit des damit beglückten Konsumenten.

Man sucht nach volkswirtschaftlichen Taten! Nun, wenn dafür gesorgt werden würde, daß aller solcher minderwertiger Schund aus unserem Wirtschaftsleben verschwindet, das wäre wirklich eine solche Tat.

Produziert **nur** qualitativ hochwertige Konsumgüter und gebt **allen** Leuten die Möglichkeit sie zu kaufen, **das** wäre Dienst am Volke.

Und was könnte da nebenbei noch an marktschreierischer Reklame gespart werden! —

Doch betrachtet irgend einer unser „tüchtigen Geschäftsleute“, sei er nun Produzent, Verleger oder Händler, sein Tun und Lassen jemals unter diesem Gesichtswinkel, oder denkt er vielmehr immer nur daran ob und wie viel er damit Verdienen kann?

Und dieses stets groß zu schreibende Verdienen, dieser nur in Geld ausdrückbare Nutzen, der jetzt schon meist unter der beschönigenden Flagge „Rentabilität“ segelnde Profit, ist nun bekanntlich die Achse, um die sich nicht allein die Weisheit unser Wirtschaftsführer, sondern auch die Logik der sogenannten klassischen Theorie dreht!

Ohne dieses Stimulans ist das Wirtschaftsgeschehen für sie nicht denkbar. —

Wir sind auf unserem Gedankenwege damit nun auch zu einer ganz neuen Wertung der Arbeitsleistung gelangt, nämlich inwieweit sie sich nützlich oder schädlich für die Volkswirtschaft auswirkt. Dieser Wert wird wieder durch zwei Faktoren bestimmt: Den Faktor der Nützlichkeit mit positiven oder negativen Vorzeichen und den Zeitfaktor für die Dauer der Wirksamkeit der Leistung. Hieraus resultiert dann der absolute Wert, den sie für die Volksgemeinschaft und darüber hinaus für die ganze Menschheit besitzt. Diese Art der Bewertung kann in erster Linie für Geistesleistungen in ihrer mannigfachen Natur Anwendung finden. Inbegriffen sind sowohl die in Büchern und Schriften niedergelegten Produkte menschlichen Geistes, Musikkompositionen und andere Kunstwerke, als auch schöpferisches Tun, die Taten großer Geister, die richtungsbestimmend auf den Entwicklungsgang des Menschtum wirken oder gewirkt haben.

Gelangt man auf diesem Wege einerseits zu einer eminent hohen Bewertung aller solcher überragenden nützlichen Leistungen des Geistes und der Tat, so gibt es andererseits auch Leistungen, die alles andere

denn Kulturfördernd sind und die dann um so gemeinschädlicher werden, je länger sie andauern und je nachhaltiger ihre Auswirkungen sind.

Es sei hierbei besonders der Leistungen sogenannter Staatsmänner und Volksführer gedacht, die sich zu ihren Aemtern quasi selbst berufen fühlten, deren Leistungen aber dann darin bestanden haben durch Unzulänglichkeit, wenn nicht Schlimmeres, die Völker in Not und Elend zu führen. Und unsere Finanzautoritäten . . . . ?

Doch darüber wird sich ein jeder Leser jetzt schon seine eigenen Gedanken machen können. —

Wir glauben, auf unserem Gedankenwege nun bereits soweit gekommen zu sein, daß wir mit einiger Aussicht auf Erfolg auch der großen Fiktion zu Leibe gehen können, daß, wenn irgendwo in der Welt eine Eisenbahn gelegt, eine Industrieanlage errichtet oder ein Staudamm gebaut werden soll, dies ohne den Millionen des kapitalistischen Halbgottes Piepott Borgmann, oder des Völkönigs Mr. Fettsack, oder des New-Yorker Bankhauses Pleite & Schmutz ganz unmöglich sein würde.

Rehren wir zu diesem Zwecke nochmals zu unseren Mohren zurück, die, wie wir ja bereits gehört haben, ihre Felder nur in der Regenzeit bearbeiten können und in der Trockenzeit, wo kein Tropfen Regen aus dem ewig blauen Himmel fällt, nolens volens ihre Vorräte bei Tanz und Trunk aufbrauchen.

Wir wollen ihnen diesmal anstatt eines kapitalbildenden Finanzgenies lieber einen tüchtigen Techniker in ihr Tal schicken, der sie darüber aufklärt, wie viel besser sie fahren würden, wenn sie die jetzt nutzlos dem Meere zufließenden Wassermengen durch einen Staudamm abfangen würden, um sie sich dann je nach Bedarf nutzbar zu machen.

In einem großen Rat der Dorfältesten, in dem der Ingenieur den arg opponierenden Stammeszauberer dadurch auf seine Seite zu ziehen versteht, daß er ihm verspricht, das Werk mit einem fünf Meter hohen Götzen aus Stein zu krönen, so daß es quasi unter seinem speziellen Schutze stehen würde, wird dann einstimmig beschlossen, die Anlage zu bauen und zwar wollen alle Mann ohne Ausnahme sich an der Arbeit beteiligen.

Nun ist es gerade anfangs der Regenzeit und die Vorräte der Neger stark zusammengeschmolzen, sie haben jetzt „keine Zeit“. Sie müssen unbedingt erst für neue Nahrungsmittel vorsorgen, also ihre Felder bestellen. Die Kulturen müssen dann behackt und von Unkraut sauber gehalten werden u. s. f. Erst wenn dann die Ernte eingebracht ist und sie wieder **Vorräte** haben, haben sie wieder **Zeit**.

Diesmal vertun sie diese nicht zwecklos bei Tanz und Trunk, sondern arbeiten verabredungsgemäß an ihrem Staudamm. Bis wieder die Regenzeit einsetzt, die Vorräte aufgebraucht sind und sie für neue Vorräte vorsorgen müssen.

Dies setzt sich solange abwechselnd fort, bis das Werk vollbracht ist und sie nun auch die Früchte dieser Arbeit ernten können.

Mit den aufgestauten Wassermassen können sie jetzt je nach Bedarf ihre Felder berieseln und, statt einer, nunmehr zwei Ernten im Jahre einbringen. Sie gewinnen also mehr und größere Vorräte.

Vorräte sind Zeit, also — gewinnen sie Zeit!

Die wirksame Kraft des über ihre Staudämme fallenden Wassers ist aber gleichzeitig eine ebenso große Menge neugewonnener Arbeitsenergie. Die Weber brauchen jetzt nicht mehr, wie bisher, mühsam das Korn mit den Händen zwischen zwei Steinen zu zerreiben, das tun jetzt selbsttätig Wassermühlen. Die Weber lassen ihre Webstühle, die Schmiede ihre Maschinen damit antreiben. Hierdurch ersparen sie Arbeit, und wie wir ja jetzt bereits wissen, ist und kann ersparte Arbeit sich nicht anders als ein Zeitgewinn auswirken.

Und mit dem Satz: „Ersparte Arbeit ist gewonnene Zeit“ ist gleich das ganze Problem der Mechanisierung der Arbeit sozusagen in einer Nußschale untergebracht.

Darüber hinaus eröffnen ihnen die elektrischen Anlagen, abgesehen von neuen Arbeitsmöglichkeiten, noch eine Fülle niegeahnter Unnehmlichkeiten, so elektrisches Licht, elektrisches Kochen u. s. f. Wenn wir dies nun auch als kulturellen Fortschritt differenzieren können, so ist es im Grunde genommen doch auch nichts anderes als eine vernunftgemäße Umsetzung der gewonnenen Zeit.

Ganz deutlich müssen wir es hier erkennen, daß das Ergebnis aller dergestalt nützlich verwerteten Zeit vorerst immer nur wieder ein Zeitgewinn ist und sein kann. Das ist im Naturgeschehen selbst begründet. Etwas anderes kann es da überhaupt nicht geben.

Und wenn man den Dingen nur ihren natürlichen Lauf läßt, so muß dieser Zeitgewinn auch im Wirtschaftsgeschehen in Erscheinung treten.

Daß unsere Geldakrobaten in ihrer Verblendung glauben, sich diesem zwangsläufigen Naturgeschehen entgegenstemmen zu können, darin liegt eben das Verhängnis. Man kann wohl ungestraft das Geld vergewaltigen, aber nicht ungestraft die Zeit! —

Wie sich auf unserem logischen Gedankenwege immer wieder die gewonnenen Erkenntnisse decken und gegenseitig stützen, so hat auch unser Staudamm wieder bewiesen, wie überragend die geistige Qualitätsleistung über der körperlichen steht. Denn, obwohl die Neger durchwegs kräftige Arbeiter sind, so konnte ihnen erst die hohe Intelligenz des weißen Ingenieurs alle diese uns längst bekannten kulturellen Errungenschaften zugänglich machen. Diese Tatsache mag — dies sei hier nur so nebenbei gesagt — auch den blinden theoretischen Fanatikern als Lektion dienen, die in solcher Kolonisation nichts anderes als eine Knechtung und Proletarisierung der „freien Eingeborenen“ erblicken können.

Der dabei einzig mögliche Arbeitsweg hat einmal mehr gezeigt, daß ohne Vorrat keine Arbeit möglich ist und daß Vorrat in diesem Sinne aufgespeicherte Zeit darstellt, was sich eigentlich von selbst versteht, da ja diese Aufspeicherung in der Zeit erfolgt.

Für unsere jetzigen Ueberlegungen können wir als neu daraus den sehr wichtigen Rückschluß ziehen, daß, wenn man — was es tatsächlich ist — die Arbeit einer Volksgemeinschaft als Gemeinleistung ansieht, durch die Herstellung eines solchen Arbeitsproduktes **gar kein Schuldverhältnis entstehen kann.**

Daran ändert sich auch nichts, wenn das Arbeitsprodukt, also in unserem Falle der Staudamm, von einem Teile der Volksgenossen in Sonderarbeit hergestellt wird, weil ja dann der andere Teil die Ausführenden mit den notwendigen Lebens- und Arbeitsmitteln versorgen muß, und auch wieder im Voraus.

Du lächelst überlegen, lieber Leser, und meinst: Das wäre gut für die Mohren. Die Sache bekäme sofort ein anderes Gesicht, wenn wir den Staudamm hier bei uns in Sonderarbeit ausführen ließen. Dann müßten doch diese Volksgenossen die notwendigen Lebensmittel etc. von den Anderen borgen, und da hätten wir dann doch das Schuldverhältnis.

So argumentiert wohl der Herr Bankdirektor Goldheimer von Seite 43, aber doch nicht mehr wir, lieber Leser. Und solltest Du wirklich jetzt noch so denken, dann bleibt uns nichts anderes übrig, als fehr zu machen und ein Stück unseres Gedankenweges noch einmal zu durchlaufen.

Zuerst: Du magst die Geschichte angehen, von welcher Seite Du immer nur willst, es wird sich nichts an der Tatsache ändern lassen, daß die zur Arbeit notwendige Leistung der Arbeit **vorausgehen muß** siehe den Wilden auf Seite 57, der sich erst dann eine Hütte bauen kann, nachdem er sich die notwendigen Fressalien vorher gesucht hat.

Da weiter — siehe Seite 43 — der Begriff der Gemeinleistung den des Gemeingutes bedingt, so läßt sich, wenn Du die Sache durchdenkst, nichts daran ändern: Vorausgesetzt, daß ein jeder Volksgenosse auf seinem Platze seine Schuldigkeit tut, kann aus der volkswirtschaftlichen Gemeinarbeit kein Schuldverhältnis entstehen.

Wenn es dennoch der Fall ist, so ist das nur ein Beweis menschlicher Rückständigkeit. Solche Schulden stellen dann eben den naturgegebenen Verlauf der Dinge auf den Kopf. Sowie auch die ganze Amortisationsidee lediglich diesem Krebsgange des kapitalistischen Denkens entspringt. Denn an einer fertiggestellten Maschine ist in Wirklichkeit nichts zu „amortisieren“; sie hat nur mehr ihre volkswirtschaftliche Nützlichkeit zu erweisen. (Siehe Seite 58).

In dem geldverpfpöften Gehirne des Herrn Goldheimer ist natürlich für alle diese Erwägungen kein Raum.

Er sieht nichts anderes als sein meist aus dem Nichts entstandenes „Kapital“, mit dem er das Stauwerk „finanziert“, also dessen Bau überhaupt erst möglich gemacht hat. Mit seinen Millionen ist er der Wohltäter der Menschheit geworden.

Und die dupierten Volksgenossen, die selbst alles nur durch die Geldbrille sehen, glauben es ihm und machen den Bock zum Gärtner, den Herrn Goldheimer zum Generaldirektor. Damit ist dieser erst richtig in seinem Element. Der unnatürliche Schuldtitel ist für ihn die Hauptsache. Sein ganzes Sinnen und Trachten ist nun darauf gerichtet:

Wie hole ich aus dieser Kapitalanlage jetzt wieder möglichst viel „Geld“ heraus?

Mit Hilfe der neuerschlossenen Energiequellen vernichtet er im „freien Konkurrenzkampf“ diejenigen, die mit ihrer Arbeit mitgeholfen haben, sie zu erschließen. —

Nun, wir kennen leider schon hinlänglich den Werdegang aller dieser parallelgerichteten „Kapitalanlagen“, der dann sein zwangsläufiges Ende findet, wenn Alles in Kapital und Waren erstickt und die Manager dieses Blödsinns selbst nicht mehr ein und aus wissen.

Und wieder hält das kapitalistische Gelddenken die Menschen so in seinem Banne, daß sie diesen Widersinn für die Voraussetzung allen Wirtschaftsgeschehens halten. Also wiederum ein schier hoffnungsloser Fall? Nun, wir werden uns schließlich auch noch durch dieses Gestrüpp von Voreingenommenheit und Unlogik einen Weg bahnen und haben als erste Etappe gezeigt, wie die menschliche Schaffenskraft bei einigem gutem Willen, nicht allein ohne Kapital und Schulden, sondern sogar ganz ohne Geld, etwas zuwege bringen kann.

Nun möge die Gegenseite, zu der wir vorläufig auch noch Dich, lieber Leser, rechnen zu müssen glauben, erst einmal dartun, wie sie es mit ihrem Gelde ohne die menschliche Arbeitskraft schaffen könnte.

Du winkst ab und verweist uns auf diejenigen, die von der Sache mehr verstehen müssen als wie Du. Einverstanden! Und da Weltkonferenzen jetzt gerade in vogue sind, so schlagen wir — alles Ernstes — vor, die Finanzkoryphäen aus aller Welt zu einer Konferenz zu laden, mit der obigen Frage als einzigen Punkt der Tagesordnung.

Du meinst, sie werden kneifen, lieber Leser? Wir sind davon fest überzeugt; damit man uns aber nicht den Vorwurf machen kann, den Vorschlag nur in dieser Gewißheit gemacht zu haben, so haben wir noch einen zweiten in petto.

Wir empfehlen dann — wiederum alles Ernstes und sogar besonders eindringlich — besagten Finanzgrößen in Berücksichtigung ihrer bisherigen, unschätzbaren „Verdienste“, ihre derzeitigen Bezüge auf Lebensdauer zu verzehnfachen, besser noch zu verhundert- oder zu ver-tausendfachen, unter der Bedingung, daß sie nie mehr in ihrem Leben — **Kapital bilden.**

Die Welt würde dabei immer noch ein glänzendes Geschäft machen und, was die Hauptsache ist, sie würde endlich einmal etwas haben, woran sie sich wieder gesund lachen kann. — — —

Nun werden nicht allein alle Wirtschaftskapazitäten, sondern auch alle unsere zeitgenössischen tüchtigen Geschäftsleute einwenden: Was ist bei den halbnackten Raffen schon viel zu holen? Uns können doch nur Geschäfte interessieren, bei denen es anständig zu Verdienen gibt. So mögen wir erst einmal gefälligst zeigen, wie wir eine solche Stauanlage in unserem vorgeschrittenem Kulturlande ohne Kapital und Schulden, geschweige denn ohne Geld, herstellen könnten.

Vielleicht denkst auch Du, lieber Leser, nicht anders, was wir Dir weiter nicht verübeln könnten. Haben doch selbst die überzeugtesten Sozialisten und enragiertesten Kommunisten gezeigt, daß sie nicht anders als kapitalistisch zu denken vermögen und ohne das Zwillingsspaar

Kapital und Schulden und ihren Vätern den zeitgenössischen Finanzbessessenen nicht auskommen können.

Wenn die Geldgier dem Menschen als erbliches Uebel angezueht worden ist und immer wieder in seinen Schadel hineingehämmert wird, daß sich das ganze Leben um Geld, Kapital und Verdienen dreht, dann ist dies auch weiter nicht zu verwundern.

Bei dieser allgemeinen Mentalität könnte man wohl ein oder das andere solche große Werk mit Hilfe der staatlichen Machtmittel auf solche Weise herstellen, aber nicht das Problem in seiner Gesamtheit lösen.

„Aha“, werden da die Finanzbessessenen frohlocken, „nun hat er sich in der eigenen Schlinge gefangen!“

Nur gemacht! Es ist ja früher schon einmal hier gesagt worden, daß wohl ein höher stehendes Geschlecht in einer einfacheren Wirtschaftsordnung ohne Geld würde auskommen können, daß wir aber wohl wissen, daß das unsere ohne das Geld nicht bestehen könnte.

Wir haben es hier ja auch keineswegs auf das Geld abgesehen, sondern nur auf den Unfug, der mit ihm getrieben wird, indem man es in Kapital und Schulden verwandelt. Damit manöriert man sich in die gleiche Fiktion hinein, die wir schon bei der Besprechung der Sozialversicherungen geübelt haben.

Ähnlich wie dort, könnte auch hier das zur Finanzierung solcher Arbeiten benötigte Geld ganz einfach in Form von Produktionsabgaben von der Allgemeinheit aufgebracht und ohne alle „banktechnischen“ Kunststücke auf dem kürzesten Wege seiner Bestimmung zugeführt werden.

Will man aber durchaus lieber den menschlichen Sparsinn hierzu verwerten, so würde dieser allein schon vollauf genügen, den notwendigen Bedarf zu schaffen, ohne spezielle Anfeuerung und ohne Zinsprämie.

Im Gegenteil, muß man es sich dabei immer vor Augen halten, daß ein jedes über den jeweiligen Bedarf hinausgehendes Sparen ein Widersinn ist. Für den letzteren Weg müßte aber vor allem anderen der Geldspekulation der Garauß gemacht werden, oder, wenn man schon den kapitalbildenden Herrschaften ihr sonderbares Vergnügen belassen will, dann mögen sie sich unter sich amüsieren.

Wir haben auf unserem Gedankengange ja schon mehrmals Gelegenheit gehabt, die Virtuosität zu bewundern, mit der diese Verwandlungskünstler aus Nichts Geld, aus Geld Kapital und aus Kapital Schulden machen. Nur den Trick, die Schulden wieder in Geld zu verwandeln, den haben sie nicht heraus und möchten ihn deshalb gerne den anderen überlassen. Daß diese anderen es aber auch nicht fertig bringen, daran scheitert schließlich die ganze Spiegelfechtereie.

Aber wie? Diese doch an und für sich harmlos anmutende Spiegelfechtereie soll die Ursache der Weltkrise sein, wie wir es doch alles Ernstes behauptet haben? Oder gar der Arbeitslosigkeit?

Nun, ganz so harmlos erscheint einem die Sache nicht, wenn man bedenkt, daß diese Finanzgenies es fertig bringen, den Menschen — deren eigene Zeit zu borgen!! — — —



„Hosiannah!“ hören wir jetzt unsere Pharisäer und Schriftgelehrten triumphieren. „Nun ist es heraus! Der Kerl ist total verrückt.“

„Aber, geehrteste Herren, Ihr selbst sagt es doch!“

„Habt Ihr nicht das ‚Time is money‘ hoch auf Euer Panier gesetzt, und versichert es Ihr nicht immer wieder jedem, der es hören will, daß **Zeit** Geld ist — und verborgt das **Geld**??! Na also! Dann verborgt Ihr doch Zeit. Darüber sind wir uns sogar einig, das erste Mal. Aber darin sind wir uns schon wieder uneinig, daß der zweite Teil dieser Abhandlung doch den Untertitel führt: „Geld ist Zeit — **nicht** Zeit ist Geld!“

Jetzt atmet Ihr wieder auf: „Das sei doch ein ausgemachter Unsinn, das widerspräche sich doch von selbst. Das mögen wir beweisen!“

Nun, wir meinen damit natürlich nur **Eure Zeit** und **Euer Geld**. Und den Beweis? Den haben Euch die „Wilden“ in Afrika eigentlich gratis geliefert.

Beachten wir noch einmal, wie sie mit der Tatsache fertig werden, daß die Differenz zwischen Erzeugung und Verbrauch Zeit ist.

Da der ihnen von ihren Medizinmännern vorgemachte blaue Dunst verhältnismäßig harmloser Natur ist, so können sie ihrer menschlichen Vernunft folgen, und arbeiten eben während der fruchtbaren Regenzeit so viel auf ihren Feldern, daß sie auf alle Fälle für die darauf folgende lange regenlose Zeit genug übrig behalten, während der sie sich dann auf ihre harmlose Weise bei Tanz und Trunk vergnügen: **Sie haben ihre Vorräte, also haben sie Zeit!** Und sie verbrauchen dergestalt die in ihren Vorräten aufgespeicherte Zeit. Und es kann sich jedermann leicht selbst ausdenken, daß, wenn ihnen nicht etwa der weiße Herr Mischezo mit seinem schrecklichen Zylinderhut wieder auf den schwarzen Pelz gerückt kommt, sie nie etwas von einer Weltkrise oder verheerender Arbeitslosigkeit erfahren würden.

Rehren wir nun wieder in die Welt der Kapitalbildung zurück, so wird alles damit einverstanden sein, daß das Geld einen Anspruch auf die „Waren“ ist und daß diese Waren Vorräte darstellen.

Sind aber, wie hier bereits unwiderlegbar bewiesen, alle solche Vorräte aufgespeicherte Zeit, so ist das Geld letzten Endes der Anspruch auf diese Zeit und in diesem Sinne selbst Zeit.

Und wenn Geld Zeit ist, so ist natürlich auch das verborgte Geld Zeit. Verborgte Gelder sind aber doch — welcher anständige Mensch würde das zu bestreiten wagen — stets Schulden. Also bitte: Geld = Zeit, Geld = Schulden, ergibt **Schulden = Zeit!** Was zu beweisen war.

Und doch. Wir wollen es selbst gestehen, war der Beweis so nicht richtig geführt. Das wäre wohl dann der Fall, wenn das zinszeugende Ungeheuer wirklich aus Geld entstehen würde. Es wird aber, wie wir hier ja schon verschiedene Male gesehen haben, zum weitaus größten Teile aus dem Nichts gebildet, wird fortgesetzt, aus dem Nichts vergrößert und vermehrt, sich darüber hinaus noch durch eine widernatürliche Selbstzeugung (Zinsen).

Darnach hätte es also richtiger zu heißen: Nichts = Schulden = Zeit, ergibt: Nichts = Zeit!!

Aber so oder so. Die Tatsache bleibt bestehen: **Verborgtes Geld ist verborgte Zeit.** —

Du schüttelst zweifelnd und verzweifelnd den Kopf, lieber Leser, und meinst, wenn Du es nun schon zugestehen wolltest, daß Geld Zeit sein mag, so müßte dann doch auch Zeit Geld sein, so ganz und gar hättest Du Deine Schulweisheit denn doch noch nicht verschwitzt. Und überdies, so ganz umsonst sage doch der Bankier, dem Du Deine Spargroschen anvertraust, nicht immer: „Zeit ist Geld“, der verstehe doch sicherlich auch etwas von der Sache.

Ja, wie sollen wir Dir den Unterschied klar machen? Unsere so oft bewährten Mohren fehlen uns jetzt, da sie ja kein Geld haben, obwohl ein jeder, der mit ihnen nähere Bekanntschaft gemacht hat, es gerne bestätigen wird, daß für sie wenigstens Zeit bestimmt nicht Geld ist.

Also unser Afrika läßt uns diesmal im Stiche. Aber Afrika? — Afrika — — —?

Lebt dort nicht unser alter Jugendfreund, na, wie nennen ihn doch seine Schwarzen?? Ein ganz drolliger Name — — ach richtig: Mischezo, den großen Schäfer, heißen sie ihn. Und nicht mit Unrecht, man weiß nie recht, wie man mit ihm dran ist. So seine Geschichte von der großen Riesenschlange, die er am frühen Morgen mit einem brillanten Kopfschuß zur Strecke gebracht hatte und deren Schwanzende er erst abends gerade so vor Dunkelwerden erreichte.

Wir haben sie ihm nie so recht glauben wollen, aber er fletschte dann immer gleich wild die Zähne.

Also Freund Schäfer ist nach langer Zeit wieder einmal von seiner Straußenfarm da irgendwo hinten im afrikanischen Busch zu uns auf Besuch gekommen und erzählt seine letzte Jagdgeschichte. Immer noch eine.

„Von einem brillanten Schuß“, er macht immer nur brillante Schüsse, „muß ich Euch noch erzählen. Wie Ihr ja alle wißt, benützt der Wüstenkönig zu seinen Spazierritten gewöhnlich die langstielzige Giraffe, wohl von wegen der schönen Aussicht. Aber auch so eine Majestät liebt die Abwechslung, und so hatte es sich so ein Löwe neulich in den Kopf gefekht, es einmal mit einem Rhinoceros zu versuchen. Dieses wollte aber in seiner Dickfälligkeit von der ihm zugeordneten Ehre nichts wissen, und es kam zu einer solennen Keilerei. Wie ich dazu komme, sitzt seine Majestät dem Dickhäuter gerade auf der behörnten Nase; ich reiße das Gewehr hoch, ein Schuß, und schon liegen die beiden, durch die Schädel getroffen, zu meinen Füßen. Aber, mein Pech!

Zu spät werde ich gewahr, daß das Rhinoceros mein eigenes war, das ich mir eigens gefangen hatte, um es mit einem Kamel zu kreuzen.

Auch so eine brillante Idee von mir: Es ist doch klar, daß an dieser verdammten Weltkrise einzig und allein der Kapitalmangel Schuld trägt. Haben wir erst genug Kapital, können wir alle jetzt über-

flüssigen Waren aufkaufen, Alles bevorschussen, alle Arbeitslosen wieder beschäftigen, besonders die Bankdirektoren.

Nun habe ich ganz bestimmte Anhaltspunkte dafür, daß aus besagter Kreuzung zwischen Kamel und Rhinoceros ein ganz fabelhaftes Finanzgenie entstehen würde, das derartig massenhaft Kapital bilden könnte, daß die ganze Welt von ihren Zinsen leben könnte und überhaupt kein Mensch mehr zu arbeiten brauchte.

Ich habe denn auch gleich wieder eine große Jagd...“

Hier springst Du nun doch ungeduldig auf, lieber Leser, und meinst: „Verehrter Herr Schäfer, Sie scheinen ja da drüben in Ihrem Affenlande sehr viel Zeit übrig zu haben, aber hier bei uns ist nun einmal Zeit Geld und — — —“

„Was? Wie?“ unterbricht Dich der andere dröhnend: „Zeit soll Geld sein? Fällt ihm gar nicht ein. Das wissen meine Mohnen besser. Aber Geld ist Zeit. Darauf wette ich meinen letzten Tausender.“

„Aha“, denkst Du, „kennen wir schon: Tropenkoller! Aber so eine günstige Gelegenheit, im Handumdrehen tausend Märker zu verdienen, bietet sich mir nicht so bald wieder.“ Also: „Topp! Die Wette halte ich.“

„Abgemacht“, entgegnet Schäfer, „aber: Ehrensache!“

„Selbstredend, Ehrensache.“

Und Freund Schäfer zückt tatsächlich den schon sagenhaft gewordenen braunen Lappen und auf seine Anweisung mietest Du Dir dafür ein saftiges Rasenplätzchen unter einer prachtvollen Palme, streckst Dich, so lange Du bist, hin, schaut in den blauen Himmel hinauf und murmelt, die Daumen drehend: „Geld ist Zeit, Geld ist Zeit...“

Bei Datteln und Ananas lebt es sich gar nicht so übel, auf Straußenfedern ist man auch nicht gerade schlecht gebettet, und so reckst und streckst Du Dich und blinzelst weiter den ewigblauen Himmel an. „Teufel“, sagst Du nach einigen Wochen, „ich glaube, der verrückte Schäfer behält am Ende noch Recht! Man fühlt es ja förmlich, wie sein Tausender so allmählig in Zeit aufgeht. Hätte übrigens in meinem Leben nicht gedacht, daß es so viel Zeit gibt.“ Aber trotzdem, geht auch die längste Zeit und der schönste Tausender einmal zu Ende, und als es so weit ist, mußt Du als ehrlicher Kerl gestehen: „Die Wette habe ich glatt verloren.“

Also heißt es zahlen. Aber wie???

„Doch: Geld ist Zeit, Zeit ist Geld, also mache ich die Geschichte einfach umgekehrt.“ Du legst Dich also jetzt auf den Bauch, drehst die Daumen und murmelt: „Zeit ist Geld, Zeit ist Geld. Als Du aber dann am Abend in Deine Geldbörse siehst, ist sie genau so leer, wie am Morgen und Du erkennst: „Auf diese Weise werde ich den Tausender von der Zeit nie zurückbekommen.“

Also gehst Du zu Deinem Freunde, dem großen Finanzmann Goldheimer und erzählst ihm von Deinem Mißerfolg.

„Aber, mein Lieber“, sagt der, „Daumdrehen allein tut es nicht. Arbeiten heißt es, arbeiten und ä feine Witterung muß man haben, und Beziehungen, es geht nichts über Beziehungen!“

„Sie haben gestern den ganzen lieben Tag nichts verdient und ich in einem halben zwei Million, jawohl, zwei Millionen. Die Chose war aber auch unter Brüdern so viel wert.“

„Sie wissen doch, daß der bekannte Petroleumkönig Fettsleck mein spezieller Freund ist. Stellen Sie sich nur meinen Schreck vor, als ich gestern früh, so um Uhre fünf, von einer schweren Aufsichtsrats-sitzung — ja, wir Finanzmänner haben es nicht leicht — nachhause rolle und mir da ein Extrablatt in die Limousine fliegt: Petroleum-könig und Multimilliardär Fettsleck arg verschnupft. Schwarzer Tag an der New-Yorker Börse. Delaktien um 50 % gefallen. City-bank schließt ihre Schalter.“

„Leicht begreiflich. Wo doch der bekannt feine Konjunkturriecher meines großen Freundes mit zweihundert Milliarden Dollars versichert ist.“

Ich also wie der geölte Blitz nachhause, Silblitzgespräch mit New-York angemeldet und schon bin ich mit dem Privatbüro meines Freundes Fettsleck verbunden.“

„Natürlich habe ich den Schnupfen“, klingt die bekannte Stimme durch den Draht herüber, „und was für einen! Geben Sie nur acht, daß ich Sie nicht damit noch anstecke! Hahaha. Aber Goldheimerchen, Sie wissen: Time is money, und ich habe noch einige eilige Börsen-ordres zu plazieren. Sie verstehen, hahaha, also auf Wiederhören...“

„Jetzt geht mir erst ein Dellicht auf. Rasch auf Börse umgelegt, und: „Kaufen Sie Standard Del, kaufen Sie Standard Del!“

„Daß war gestern vorm Frühstück. Da standen sie noch auf 80, und mittags bei Börsenschluß waren sie bereits auf 250 geklettert. Feine Sache. Wie gesagt: Zwei Millionchen ins große Portemonnaie.“

„Sie denken nun, jetzt hätte ich mich hingesezt und die Daumen gedreht? Da kennen Sie Goldheimern schlecht! Schon am Abend hatten wir die Automatik Weltzeitmesser G. m. b. H., die Auwehgeh, mit fünf Millionen Kapital gegründet. Ganz große Sache. Wir stellen Taschenuhren vollkommen automatisch her. 10.000 Stück pro Automat und Stunde. Ford ist damit hoffnungslos geschlagen, sein laufendes Band werden die Motten fressen.“

Wir werden die Welt mit Taschenuhren überschwemmen. Unsere Uhren rufen automatisch allstündlich: Zeit ist Geld oder Time is money, je nachdem, in allen Sprachen der Welt. Jeder Chinese, jeder Neger, jeder Eskimo wird zukünftig eine, was sage ich, zehn, zwanzig, dreißig solcher Uhren haben. Kein Mensch kann seine Uhr mehr zuhause liegen lassen, da er in jeder Tasche seiner sämtlichen Westen eine stecken haben wird und wenn er vergessen sollte, die in seiner rechten Westentasche aufzuziehen, so verkündet ihm die in der linken, daß Zeit Geld ist.

Wenn wir nur 10 Milliarden Uhren jährlich produzieren und verdienen bei einem Verkaufspreis von 3 Mark pro Stück zwei Mark, so macht das 20 Milliarden Mark. Jede Aktie wirft garantiert 1000 % Dividende ab. Rockefeller soll vor Neid plazen!

Und die Pointe bei der ganzen Chose ist, daß ich sie so gut wie umsonst bekommen habe. Für lumpige 10.000 Mark habe ich dem

Erfinder, so einem Hungerleider von Techniker, das Patent abgekauft. Solche Leute haben eben vom Geschäfte keine blasse Ahnung.

Genau so wie Sie, lieber Freund!“ —

Du schleichst, im Gefühle Deiner Unzulänglichkeit, wie ein in flagranti erwischter Devisenschieber aus dem Büro des großen Finanzmannes und pflichtest ihm im Stillen bei: Nein, die Sorte Geschäfte lernst Du nie.

Doch wie hat Goldheimer noch gesagt?! „Arbeiten, arbeiten und vor allem anderen Beziehungen.“ Nun, arbeiten, das könntest Du wohl, so nach Deiner Art. Aber Beziehungen? Hm, da wäre noch der Verleger Buchmann, der Dir hin und wieder so ein kleines Geschreibsel honoriert hat. Doch, Zeit ist Geld, Geld — ist — Zeit... Halt! Da kommt Dir ein Gedanke: Der verrückte Afrikaner hat im Grunde ja doch recht: Geld ist Zeit; das ist nichts Alltägliches und darüber getraut Du Dir jetzt schon etwas zu schreiben. Gedacht, getan. Du meinst es ehrlich und bringst nach Deiner Ansicht auch etwas ganz Passables zustande. Du willst beileibe nicht mit dem großen Goldheimer in die Schranken treten, wenn der aber an einem Schnupfen, der zudem gar keiner gewesen ist, im Handumdrehen zwei Millionen verdienen konnte, so wirst Du doch für einige Monate ehrlicher Geistesarbeit Deine tausend Mark wiederfrühen können.

Doch Buchmann zuckt die Achseln. „Geld ist Zeit???? Das liest doch heutzutage kein Mensch. Ich schmeiß doch mein Geld nicht zum Fenster hinaus. Mann, wie sind Sie denn auf die Idee gekommen?“

Ungerlich antwortest Du ihm: „Die ist ja gar nicht von mir, darauf hat mich der Afrikaner Schäfer gebracht, der verrückte Kerl, der am Morgen eine Riesenschlange in den Kopf geschossen hat und erst am Abend zu ihrem Schwanzende gekommen ist.“

„Was? Wie?“ ruft Buchmann ganz begeistert aus. „Eine Schlange die . . . .“

„Das ist ja köstlich! Da müssen Sie mir eine kleine Geschichte daraus machen, lieber Freund. Das wird ja ein Schlager werden. Tausend Mark gebe ich unbesehen dafür und, damit mir kein Anderer den fetten Bissen wegchnappt, hier haben Sie sie gleich im Voraus.“ —

„Der große Geldgöke sei's gelobt!“ Du drückst, wie von einem schweren Alpdruock befreit, den erlösenden Tausender an Deine Brust — und — reißt Dir erstaunt die Augen —?? „Ja, ja, lieber Leser, wir waren über das viele Grübeln etwas eingedufelt.“ — —

Aber, siehst Du nach dieser kleinen Duselei die Sache nicht schon mit etwas klareren Augen an? Begreifst Du jetzt nicht schon eher, warum Geld unter normalen Verhältnissen wohl Zeit ist, Zeit aber nicht so einfach Geld?! —

Blättern wir in unserem Gedankengange einmal etwas rückwärts!

Seite 44 haben wir bereits festgestellt, daß vernunftgemäße Produktion alle Arbeit ist, die einer sinngemäßen Konsumtion dient, und vernunftgemäße Konsumtion die sinngemäße Verwertung der Produktion, wobei die Betonung mit allem Nachdruck auf vernunftgemäß und sinngemäß zu legen ist.

Haben nun die Taten des Herrn Goldheimer etwas mit Vernunft gemein?? Ist es vernünftig, mit dem blöden Geschaufel papierner Börsenkurse Millionen verdienen zu wollen. Oder die Welt mit Taschenuhren oder sonst irgend Etwas zu überschwemmen? Oder ein ernstes Geistesprodukt vermodern zu lassen, weil nichts daran zu verdienen ist, dafür aber einen geistigen Schmarrn zu bringen, bloß, weil er ein Schlager zu werden verspricht?

Müßige Phantasterei? Wollen wir nicht besser Fata morgana sagen. Spiegelungen aus Gegenwart und Vergangenheit?

Haben die Menschen vielleicht nicht so manchen ihrer großen Geister, deren Werke sie jetzt nicht genug preisen können, hungern und darben und nicht selten elendiglich zugrunde gehen lassen?

Und darben vielleicht nicht auch heute noch tausende fähiger Köpfe und Millionen geschickter Hände, während man die Leistungen zweier „Weltmeister“, dafür, daß sie sich eine Viertelstunde lang die geistreichen Nasen blutig hauen, mit Millionen honoriert?

Von den Leistungen der verschiedenen Goldheimers hier nicht mehr zu reden!

Und aller und jeder auf solche Art und Weise in Vergewaltigung der Zeit zu Geld gemachte Blödsinn soll sich nun gegen die in ehrlicher Arbeit von der schaffenden Menschheit in ihren Konsumgütern aufgespeicherte Zeit einsetzen lassen, da doch **ein und dasselbe Geld** deren Gegenwert darstellt?

Das Ganze ist doch im Grunde genommen nichts weiter als eine staatlich patronisierte riesige Falschmünzerei. Daher auch die inflationistischen Auswirkungen und das „Phänomen“ der Arbeitslosigkeit, das sich nun sehr einfach auf seine letzten Ursachen zurückführen läßt:

Die infolge der Mechanisierung der Arbeit und der Ueberproduktion frei werdenden Arbeitskräfte bedingen doch — bei allgemein gleichbleibender Arbeitsleistung — eine entsprechende Herabsetzung der Arbeitszeit, was nichts anderes als eine Verteilung der im Arbeitsprozeß hauptsächlich durch die Maschinenarbeit gewonnenen Zeit ist. Wegen dem auf der Wirtschaft lastenden um ein vielfaches überspannten Zeitdruck der kapitalistischen Schulden — siehe Seite 65: Schulden = Zeit — kann aber nirgends mehr Zeit eingespart werden, die Arbeiter müssen also vorerst arbeitslos bleiben und können erst in dem Maße wieder in den werteschaffenden Produktionsprozeß eingereiht werden, in dem dieser Ueberdruck an Zeit — Schulden und Zinsen — abgeblasen wird.

Die Endlösung des Problems ist allerdings in einer ganz anderen Richtung zu suchen.

Sie offenbart sich uns von selbst, wenn wir das Fazit aus unserem bisherigen Gedankengange ziehen:

Der kulturelle Entwicklungsgang des Menschengeschlechtes liegt in der Richtung einer stetig steigenden Ueberwindung der Materie durch den Geist, wobei die Göttliche Vernunft dem Menschen als Wegweiser gegeben ist. Hierbei ergibt alle vernunftgemäß verwertete Zeit stets wieder einen Zeitgewinn.

Diese Tatsache sei noch einmal mit Hilfe unserer Mohren erhärtet:

Wie wir gesehen haben verbringen sie den größten Teil ihrer freien Zeit bei Spiel, Tanz und Trunk, last not least, den die aus Pflanzensfasern geflochtenen Humpen die da kreisen, würden selbst dem bemooßtesten Haupte der bierfestesten Verbindung den größten Respekt einflößen. Wenn nun die Mohren diese Sauferei einstellten, so würde ihr Korn um den sonst zur Bierproduktion verbrauchten Teil länger reichen, und die Arbeit an dem Staudamm würde sich dadurch entsprechend verkürzen lassen.

Sie hätten also auf diese Weise Zeit gewonnen, ohne mehr zu arbeiten, lediglich durch eine vernünftigeren Verwertung ihrer Zeit — ihrer Vorräte.

Das, was man gemeinlich als Volkswirtschaft bezeichnet, ist also letzten Endes eine Zeitwirtschaft.

Und das A und O aller Staatskunst ist:

**„Die Verwertung der den Menschen gegebenen Zeit im vernunftgegebenen Sinne.“**

Es gibt da nur zwei Wege, die aber schließlich doch wieder ineinander laufen.

Der eine ist die Hebung des allgemeinen Lebensstandards durch hochwertige Produktion — also nochmals: Weg mit allem Schund! — die wieder möglichst allen Volksgenossen, nicht nur einem bevorzugten Teile, zugänglich zu machen ist.

Zur Illustration des zweiten Teiles dieses Gebotes sei einer zeitgemäßen Reklame gedacht, die da behauptet: „Hausfrauen, die Zukunft gehört dem Elektroherd!“ Bei den für das Gros der Hausfrauen unerschwinglichen Bedingungen, die an den Erwerb dieser Kulturerrungenschaft geknüpft werden, sollte es aber besser heißen: „Der Elektroherd gehört den Hausfrauen der Zukunft, leider!“ — Nein, ein Elektroherd soll schon jetzt jeder Hausfrau gehören, ganz unabhängig von der Größe ihres Geldbeutels.

Und ehe man sich den Kopf darüber zerbricht, wie man im Interesse des „Welthandels“ durch einen forzierten Export Chinesen und Hottentotten mit unseren hochwertigen Arbeitsgütern versehen könnte, möge man besser im eigenen Lande Umschau halten, das wäre wieder wahrer Dienst am Volke. —

Der zweite Weg liegt darin, den aus der vernunftmäßig kulturellen Entwicklung sich ergebenden Zeitgewinn wieder in nützliche Entwicklungsbahnen zu lenken durch geistige Bildung und Gesundheitshaltung von Leib und Seele.

Beide Wege führen aber über die Leiche der sogenannten „Freien Wirtschaft“ so wie ihre eifrigsten Verfechter, das internationale Spekulantentum, sie verstehen, und die in der zinszeugenden Kapitalbildung ihren Exponenten hat.

Eine freie Wirtschaft, in der eine Firma von Weltrup ein Patent, das die Gebrauchsdauer ihrer Erzeugnisse — elektrische Glühbirnen — bedeutend verlängern sollte, aufkauft und vernichtet, bloß weil sich die Herren Direktoren sagen, wo bleiben wir, wenn unsere Lampen ewig brennen, führt sich selbst ad absurdum.

So lange Derartiges möglich ist und so lange Sprichwörter wie: „Geld regiert die Welt“, oder: „Arbeit schändet ja gerade nicht, aber reich ist von ihr noch keiner geworden“ zum allgemeinen Volksschatz gehören, so lange ist unser Geschlecht für wahre freie Wirtschaft nicht reif. —

Dazu muß es erst erzogen werden. Und Grundbedingung hierzu ist:

**Die Befreiung vom reinen Gelddenken durch die Ueberwindung des Götzen Geld!** Unter dessen Herrschaft das ganze menschliche Dasein um die beiden Begriffe arm und reich pivottiert, und man es als ein gegebenes Fatum gelten läßt, daß ein Teil der Volksgenossen sich alle Unnehmlichkeiten des Lebens leisten kann, wogegen die anderen nur des Lebens Placereien und Entbehrungen kennen lernen sollen.

Hierzu gehört aber in erster Linie, daß das Volk dem Wirtschaftsgeschehen nicht blind gegenüber steht, sondern es selbst in seinen ganzen Zusammenhängen erfaßt.

Möge dieses kleine Werk hierzu den Weg bahnen, das ist der heiße Wunsch seines Schöpfers! —

Wir sind nunmehr am Ziele angelangt.

Der Verfasser hat hier seinen eigenen Gedankengang in seinem Ringen nach Erkenntnis wiedergegeben. Wenn dieser öfters gewunden und suchend erscheint, so erklärt sich dies damit, daß es ihm nicht leicht ward, sich der ihm auf seinem bisherigen Lebensweg eingetrichterten volkswirtschaftlichen Weisheiten zu entledigen und mit der uns nun einmal Allen angeborenen Scheu vor den „Autoritäten“.

Da wir glauben, daß auch die meisten unserer Leser mit den gleichen inneren Widerständen zu kämpfen haben werden, haben wir sie den gleichen Weg geführt, hoffend, daß sie diese so am ehesten überwinden werden. —

Was dem Verfasser schließlich noch als erwähnenswertes Kuriosum erscheinen will, ist die Tatsache, daß der Ausgangspunkt zu seinem Gedankengang schon viele Jahre zurückliegt, als er selbst, und wohl noch kein Sterblicher, an die „Weltkrise“, gedacht hat.

Als er damals, verärgert durch das lärmende immer hastende Getriebe Europas nach seinem nunmehr doppelt geschätzten Afrika zurückkehrte, führte ihn sein Weg auch an die Gestade des heiligen Nils zu den altehrwürdigen Pyramiden. Die erhabene Ruhe um ihn her, forderte förmlich zu Vergleichen heraus, zwischen dem immer geschäftigen Getue des unter dem Antriebsstoff „Zeit ist Geld“ dahinrasenden Durchschnittseuropäers und der vornehmen Ruhe des echten Orientalen, der es unter seiner Würde hält — keine Zeit zu haben.

Sinnend ließ er seine Gedanken von dem steinernen Antlitz der Sphinx über die vor ihm so bewunderungswürdig durchdacht und doch so unvorstellbar mühsam aufgetürmten Felsblöcke hinweg Jahrtausende zurückgleiten, und als er dann unwillkürlich laut ausrief: „Glückliches Volk, was mußt Du für Zeit gehabt haben!“ da war bereits die Idee zu dieser Abhandlung geboren.

Und heute glaubt der Verfasser in seiner Arbeit auch die Antwort auf eine damals noch offen gebliebene Frage erhalten zu haben:



Soll der tiefere Sinn dieser zum ewigblauen Himmel Aegyptens ragenden Riesenkegel nicht darin liegen einer verblendeten Menschheit zu zeigen, daß sie alles mögliche mit ihrer Zeit tun könnte, es sei denn mit ihr Wucher treiben zu wollen?

Wir möchten nun den sich ständig im Kreise ihrer eigenen Voreingenommenheit drehenden Autoritäten und der in ihrem Banne stehenden Alles Geld- und Waren-Menschen anraten, auch einmal ihrer Phantasie freien Lauf zu lassen und sich, so gewissermaßen als Probe auf's Exempel, diese ungeschlachteten Zeugen ewigen menschlichen Strebens und Irrtums — „kapitalisiert“ vorzustellen.

Was das wohl für eine pyramidale Pleite geben würde! —

Und wer kann es wissen — es gibt ja so viele Dinge zwischen Himmel und Erde — ob die vorausschauenden Pyramidenerbauer mit dieser ansonst sinnlos erscheinenden Arbeit ihren heutigen Nachkommen nicht in diesen Steinriesen bereits im Voraus ein ewiges Denkmal dafür setzen wollten, daß diese nichts Klügeres damit anzufangen wußten, als — sich ihre Zeit zinszeugend selbst zu borgen!!



III.

Nachschrift:

Arbeitsfrohn — Krise — Krieg

die Sackgasse, in die der Geldgötze seine Anbeter geführt hat.



Während die beiden vorhergegangenen Teile unverändert in diese Neuauflage übernommen wurden, ist die nun folgende Nachschrift neu bearbeitet worden.

Der vorliegende Gedankengang muß, soll er seinen Zweck erfüllen, nicht nur gelesen werden, er will auch verstanden sein. Der Verfasser wendet sich damit an alle, die wirklich Wahrheit suchen und hat, damit der Leser ihm besser folgen kann und nicht frühzeitig ermüdet, den in diesem Falle gewiß nicht leichten Weg allgemeinerständlicher Beweisführung mit anregenden Bildern und geistigen Ruheplätzchen ausgestattet. Leider werden aber diese Nebensächlichkeiten — wie aus den, auf die erste Auflage eingegangenen Anfragen und Kritiken hervorgeht — von vielen nun als die Hauptfache angesehen, wogegen über das wirklich Wesentliche, das allerdings eigenes scharfes Denken erfordert, gerne „lesend“ hinweggegangen wird. Besonders gefällt sich aber eine bequeme oder übelwollende Kritik darin, solche Nebensächlichkeiten in den Vordergrund zu schieben, um damit dem eigentlichen Ergebnis unseres Gedankenganges aus dem Wege zu gehen. Als wenn sein wahrer Zweck nicht schon in dem unserer Arbeit vorgeetzten Titel ganz eindeutig zum Ausdruck gebracht worden wäre; und überdies der Verfasser nicht gleich zu Anfang es klipp und klar gesagt hätte, was er wolle, nämlich die wahre Ursache der Weltnot ergründen, nachdem die zeitgenössische Wissenschaft ihr Unvermögen es zu tun, selbst eingestanden hatte und auch „die berufendsten Finanzleute“ keine befriedigende Antwort auf die Frage zu geben vermochten, **was in dieser Weltkrise eigentlich vor sich gehe.**

Dieses selbstgesteckte Ziel ist mit unserem bisherigen Gedankengang erreicht. Das jetzt folgende sind lediglich logische Rückschlüsse und Wegweiser in das damit erschlossene Neuland. Für jeden, der das Vorhergehende begriffen hat — aber auch nur für den — werden es meist Selbstverständlichkeiten sein. Der wird dann auch ohne weiteres den Dunst durchschauen, mit dem durch den kapitalistischen Begriffswirrwarr die naturgegebenen, an und für sich verblüffend einfachen Zusammenhänge des Wirtschaftsgeschehens vernebelt werden, und so ganz von selbst dahinter kommen, wo die wahren Ursachen des derzeitigen welt- und wirtschaftspolitischen Sohwabohus zu suchen sind.

Soll dieser Preis nicht der Mühe eigenen Denkens wert sein, lieber Leser, und willst Du weiter zu den blind- und dummgemachten Genesführten gehören, bloß aus geistiger Bequemlichkeit?

Denn eines ist dem Verfasser durch die mit seiner Arbeit bisher gemachten Erfahrungen klar geworden: Die Manager des bestehenden Systems und seine zahlreichen direkten und indirekten Nutznießer wollen gar keine Wahrheit, die ihnen selbst unbequem zu werden droht. Denn, als der Verfasser von **Kapitalbildung, Ursache der Weltkrise** bereits anfangs 1932 der Wissenschaft das Manuskript seines Gedankenganges zur Auswertung zugänglich machen wollte, wurde dies mit der Begründung abgelehnt, „daß es sich weder um die Arbeit eines wissenschaftlich geschulten Fachmannes, noch um irgendwelche eigenartige Gedanken handle“. Jetzt steht es aber wieder in einem wissenschaftlichen Nachrichtenblatt\*) zu lesen, daß auf eine an über 60 Gelehrte des In- und Auslandes ergangene Rundfrage über die Ursache der Konjunkturschwankungen, d. s. nach Prof. Mellerowicz: „Der Zyklus von Phasen, der von der Depression über den Aufschwung zur Konjunktur und über die Krise wieder zur Depression führt“, in den 63 (!) eingegangenen Antworten fast ein jeder das Problem von einer anderen Seite ansieht (sic!), ohne es damit einer Lösung näher gebracht zu haben.

„Zyklus von Phasen?“ — Sollte man angesichts dieses Sammelsturms begriffloser Schlagwörter nicht besser von einem „Zyklus von Phrasen“ sprechen?

Der Artikelschreiber muß schließlich dieses negative Ergebnis des von mehr als 60 offenbar „wissenschaftlich besonders geschulten Fachmännern“ geführten Streites als „wenig befriedigend“ kennzeichnen, eine Selbstkritik, die wir angesichts der in unserem einfachen Gedankengang über den Streitgegenstand gewonnenen klaren Erkenntnisse doch etwas gar zu bescheiden finden.

Wenn selbst so lebenswichtigen Problemen gegenüber die ganze Interessentenclique unter treuer Assistenz einer sich selbstgefälligen Zunftwissenschaft zu dem wenig originellen Mittelchen greift, eine unbequeme Wahrheit einfach totzuschweigen, so soll es für uns anderen erst recht zur Pflicht werden, dieser Wahrheit zum befreienden Durchbruch zu verhelfen. Dazu müssen wir sie aber erst selbst voll erkannt haben, denn es sind nur die **kleinen** Lügen, die die kurzen Beine haben.

Drum prüfe, lieber Leser, ehe Du jetzt in der Lektüre weitergehst, ob Du auch den vorliegenden Gedankengang so verstanden hast, wie es oben von Dir verlangt wurde. Wenn nicht, dann heißt es eben, da **auch** das nun Folgende nur als logische Konsequenz des Vorhergegangenen richtig verstanden werden kann, hier umzukehren und diese Abhandlung, insbesondere ihren zweiten Teil, nochmals aufmerksam durchzugehen.

Wie schon gesagt, sehen wir die uns selbst gestellte Aufgabe als bereits vollkommen gelöst an. Die bis hierher gewonnenen Erkenntnisse sind **naturbedingte** Tatsachen und stehen als solche hoch über den, doch meist nur Ursache und Wirkung verwechselnden Ansichten und Meinungen, mit denen man bislang versucht hat, die Weltkrise mit allen ihren Begleiterscheinungen zu erklären, mag der darüber geführte Streit auch noch so wissenschaftlich verbrämt sein.

\*) Mellerowicz, Der Stand und die nächste Zukunft der Konjunkturforschung: Nr. 13 der „Geistige Arbeit, Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt“, Walter de Gruyter, Berlin 1934.

Wenn wir uns trotzdem zu dieser Nachschrift entschlossen haben, so geschah es einerseits, um den oft wohl nicht ohne Absicht irrigen Auslegungen dieses Gedankenganges gleich von vorneherein entgegen zu wirken, andererseits aber auch, weil es der Verfasser einfach als Pflicht erachtete, zu den vielen, sich nunmehr von selbst aufwerfenden wichtigen Problemen gleich hier Stellung zu nehmen.

So soll es einmal mit aller Deutlichkeit gesagt werden, daß die Rückständigkeit der modernen Rechtsprechung den kapitalistischen Schuldverträgen gegenüber geradezu mittelalterlich anmutet; denn es dürfte da wenig Unterschied sein, ob man aus finsternem Aberglauben heraus „Heren“ foltert und verbrennt, oder einer Wahnidée zuliebe den zahlungsunfähigen „Schuldner“ durch „Exekutionen“ zu Grunde richtet und nur zu oft zur Selbstvernichtung treibt. Mehr noch: Angefichts dessen, was hier schon unverantwortliches geschehen ist, drängt sich jedem außerhalb der kapitalistischen Ideenwelt Stehenden die Frage auf: „Muß denn heutzutage Shylock sein Pfund lebendes Menschenfleisch wirklich zugesprochen erhalten, bloß weil es so in seinem Schein steht? — Ausgerechnet jetzt, wo doch in der ganzen Welt die Unmöglichkeit der Realisierung der kapitalistischen Schulden klar zutage tritt!

Die Logik dieser Rechtsprechung ist auch unverkennbar der echte Sprößling jener kapitalbildenden Logik, die zu bewundern wir hier schon so oft Gelegenheit hatten. Wir haben diesmal mit Absicht „kapitalbildende“ und nicht „kapitalistische“ (Logik) gesagt; der aufmerksame Leser wird den Unterschied verstehen und auch sonst überall begriffsrichtig „kapitalbildend“ lesen, selbst wenn wir des leichteren Verständnisses halber meist das landläufige „kapitalistisch“ gebraucht haben. (Es ist das auf Seite 13 und Seite 57 hierüber Gesagte nachzulesen.) Wir hielten es umso notwendiger, diesen Unterschied nochmals herauszustellen, weil es uns schleierhaft ist, was die guten Leute eigentlich meinen, die zuerst den erbittertsten Kampf gegen den Kapitalismus auf ihre Fahnen schreiben und es dann in die Welt hinausposaunen, daß sie selbst ihre „Kapitalanlagen“ mit 9 Prozent verzinsen (sic!).

Erscheint es da nicht wirklich hoch an der Zeit, daß die wissenschaftlich geschulten Fachmänner die lernbegierige Laienwelt endlich darüber mit klaren Worten aufklären, was unter Kapitalismus nun eigentlich zu verstehen ist und nicht zu verstehen ist? —

Um nun wieder auf unser Thema zurückzukommen, ist es da nicht eine wunderbare Logik, wenn eine Rechtsprechung, die sich hauptsächlich auf den Grundsatz „Schutz dem Privateigentum“ aufbaut, auf einmal das abstrakte Eigentum (die Forderung) über das konkrete (den Besitz) stellt, indem sie den zahlungsunfähigen Schuldner zugunsten des „Gläubigers“ enteignet. Als ob es ohne Geldverleiher nicht ebenso wenig Geldschuldner geben würde, wie es ohne Diebe keine Fehler gäbe, die man doch auch nicht allein bestraft.

Der Gipfel der Unlogik wird aber mit dem Verlegenheitsmittel der „Zwangsversteigerung“ erklimmen, womit dann noch gänzlich Unbeteiligte in die Geschichte hineingezogen werden und nun diesen Dritten die Realisierung des „Rechtspruches“ in die Hände gegeben wird, nur

weil sie im Besitz von Geld sind, über dessen Herkunft sie nicht einmal Rechenschaft abzulegen haben. Die ganze Absurdität der Sache wird offenbar, wenn man alle Geldschulden als zu gleicher Zeit notleidend annimmt. Es würden sich dann die „mündelsichersten“ Hypotheken ebenso auf Sand gebaut erweisen, als die Kredite auch der „angesehensten“ Geldinstitute sofort einfrieren, wenn die Einleger samt und sonders „ihr Geld“ wieder haben wollen. Alles das beweist, daß es sich bei diesen Geldtransaktionen immer nur um Verschiebungen innerhalb eines an und für sich unlösbaren Problems handelt.

Aber was schert dies wohl eine Rechtsprechung, die nach wie vor mit größter Intransigenz an der Erfüllungspflicht selbst der unmöglichsten Schuldverträge festhält, trotzdem sie dem Inflationschwandel durch die ad hoc aufgestellte Lösung: Mark ist Mark, Krone ist Krone usw. nachträglich ihre volle Sanktion erteilt hat. Wie oft ist aus den daraus abgeleiteten diametral entgegengesetzten „Rechtsgründen“ nicht ein- und dasselbe Opfer mehrmals enteignet worden! —

Fehlt hier schon alle Logik, so vermißt man bei den „Zinssähen“ jegliches Verständnis für die wirtschaftlichen Auswirkungen dieser Ungereimtheit. So hat es der Verfasser selbst erleben müssen, daß, als er einen Zinssatz von 15 Prozent als untragbar erklärte, ihm der Richter mit allen Zeichen ehrlicher Entrüstung entgegenhielt: „Dieser Zinssatz wäre sogar sehr mäßig, es würden im Allgemeinen noch viel höhere Zinsen gefordert“ (sic!). — Welch' wirtschaftlicher Unverstand offenbart sich in dieser Auffassung! Setzt man Kapital =  $K$  und Zinsen =  $Z$ , also Kapital und Zinsen =  $K + Z$ , so sieht nach sieben Jahren, wann doch  $Z = K$  geworden ist, die Geschichte wie folgt aus:  $K = K + Z = 2 K$ , und nach weiteren sieben Jahren:  $K = 3 K$  (!). Man braucht nur an die Stelle des  $K$  das gesamte verzinsliche Weltkapital zu setzen, um diese richterliche Argumentation voll würdigen zu können. Der Verfasser hielt es für zwecklos, gegen eine Logik anzukämpfen, die einen evidenten Unfönn mit einem noch größeren rechtfertigen will, möchte aber doch solche zeitgenössische Typen festhalten. —

Wir haben diese kritischen Betrachtungen aus der ersten Auflage übernommen, um einer gerade in dieser Hinsicht bisher so intransigenten Juristerei nicht vielleicht morgen schon vergessen zu lassen, wo sie gestern noch stand, wenn auch manches dadurch etwas überholt erscheinen mag, daß inzwischen allenthalben das Prinzip der Heiligkeit der kapitalistischen Schuldenverträge unter dem Zwang der Tatsachen durchlöchert werden mußte.

Es geschieht dies aber nicht etwa aus einer klaren Erkenntnis dessen, was eigentlich ist und vor sich geht, sondern, wie überall dort, wo die kapitalistische Ideologie an der Gewalt der Tatsachen Schiffbruch erleidet, nur zögernd und mehr der Not gehorchend als dem eignen Trieb. Dafür macht man aber aus dieser Not eine umso größere Tugend, je mehr man sie selbst verschuldet hat, und rettet jetzt heldenhaft die Ertrinkenden, die man vorher hat ins Wasser stoßen lassen.

Immer lebt man aber dabei in dem Wahn, es sei das alles nur ein durch die „Depression“ bedingter Ausnahmezustand, und erwartet



von dem ja nun totjücher bald heraufziehenden wirtschaftlichen Hochdruckgebiet auch die Rückkehr zu normalen kapitalistischen Rechtszuständen.

Man wird aber doch einmal einsehen **müssen**, daß sich ein naturwidriger Vorgang nicht gut als Rechtsgrundlage eignet, und daß, wenn man ihn schon dazu gemacht hat, es nun höchste Zeit wird, die daraus entstandenen Probleme endgültig zu liquidieren. Dazu wird man aber, wohl oder übel, auf die sich aus unserem Gedankengang ergebenden Tatsachen zurückgreifen müssen, die hinsichtlich der kapitalistischen Schuldenfrage in der Erkenntnis gipfeln dürften, daß durch eine Geldschuld der naturgegebene Verlauf der Dinge fast immer Kopf gestellt wird.

Ausnahmsweise folgerichtig verläuft die Sache bei den reinen Warenkrediten, insoweit die auf Kredit bezogenen Waren dann auch wirklich dem Konsum zugeführt, also **bestimmungsgemäß** „zu Geld gemacht werden“.

Im Allgemeinen wird man alle Darlehen gelten lassen können, die noch innerhalb der Zweckbestimmung des Geldes liegen, also insbesondere alle solchen, deren Rückzahlung aus einem **rechtmäßigen** Einkommen vorgeesehen und möglich ist, so lange die Voraussetzungen, unter denen es gegeben wurde, noch vorliegen.

Dagegen sind alle Darlehen, die in ihren Auswirkungen den volkswirtschaftlichen Interessen zuwiderlaufen, abzulehnen, was gerade bei dem größten Teil der kapitalistischen Darlehen der Fall ist, die meist doch nur auf ein Schmarozken am Volkskörper hinauslaufen. Soweit man solche, doch nur aus rein egoistischen Motiven gegebene Darlehen schon gelten lassen will, soll man wenigstens das Kind bei seinem rechten Namen nennen und den Geldgeber als Teilhaber klassifizieren, nicht aber über Zins und Schuld das ganze Risiko auf den „Geldnehmer“ abwälzen.

Ein großer Teil dieser kapitalistischen Schulden verschwände ja ganz von selbst, wenn die jeweils gezahlten Zinsen und sonstige Extraprofite, soweit man sie nicht nach dem Vorgesagten als rechtmäßigen Gewinnanteil anerkennt, als das angesehen werden würden, als was sie tatsächlich anzusprechen sind: Amortisation des Kapitals.

Und noch wohl zu beachten: Wenn man schon den kapitalistischen Schulden Geldwert verleiht, so kann das nur ihr jeweiliger Inflationswert sein, d. h. der Wert, der sich aus ihrem Verhältnis zum Zirkulationsgeld unter Berücksichtigung des gehamsterten Geldes ergibt. Denn das Zirkulationsgeld ist eine jeweils bestimmte, von seiner Umschlagzahl abhängige Größe, eine zwar längst bekannte, aber bisher auch noch nicht aufgeklärte Tatsache, die sich nun auf den Gegensatz zurückführen läßt, der darin liegt, daß der durch das Geld ausgedrückte Leistungsanspruch ein individuell bestimmter ist, wogegen das unpersönliche Geld sich durch seine Zirkulation quasi selbst vervielfacht. (Siehe auch das hierüber Seite 51—52 Gesagte.) Selbstredend besteht dieses Abhängigkeitsverhältnis nur so lange, als man dem Geld die Herrschaft über die Dinge überläßt. Der aus diesem Gegensatz resultierenden Störungen glaubte man wohl dann durch die Einführung des Gold-

gelbes Herr werden zu können, was sich aber schon aus dem Grunde als illusorisch erweisen mußte, weil sich das in Zirkulation befindliche Goldgeld als reales Wertobjekt ad libitum „thesaurieren“, d. h. weg- hamstern läßt und für alle Goldheimer zu einem herrlichen Spekulationsobjekt wurde. So hat man denn die Goldschätze lieber selbst thesauriert, was aber gegen die ins Ausland „verschobenen Kapitalien“ auch nicht viel helfen kann, selbst wenn man durch „Gesetz“ eine solche freie Disposition über sein ehrlich erworbenes „Vermögen“ zum zucht- hauswürdigen Verbrechen stempelt. Wenn dann aber dafür besagte ehr- lich erworbene Vermögen allmählich zu nichts zerfließen, wie in der „Inflation“, oder irgendwie plötzlich „einfrieren“, so sind das eben lauter Dinge, die im Zyklus der Phrasen begründet sind.

Als die verschiedenen Projekte, mit denen man in der Folge den als unzuverlässig erkannten Goldpopenzen ersetzen wollte, krampfsten sich weiter an das Deckungsdogma, wollten aber sonst alles beim alten lassen, womit natürlich so gut wie nichts getan wäre. Angesichts dieser Unzulänglichkeit selbst berufendster Kapazitäten wollen wir jetzt einmal die springenden Punkte des Problems an einem eigenen Währungs- projekt herausarbeiten. Es ist zwar schon (Seite 51) dargelegt worden, daß das Geld als Gegenwert der **vollbrachten** Leistung keinerlei Deckung bedürfe, wir wollen aber doch der nun einmal herrschenden Deckungsmentalität Rechnung tragen und fundieren — ausgehend von der Erkenntnis, daß das Geld, seiner Zweckbestimmung nach, nicht mit irgend einer toten Materie, sondern mit dem lebendigen Geschehen in Zusammenhang zu bringen ist — unser Geld einfach auf der staat- lichen Monopolwirtschaft von Getreide und Rohle. Damit wären die zur Zeit wichtigsten Energieträger des volkswirtschaftlichen Geschehens erfasst und der Spekulation entzogen, und könnten so gleichzeitig als allge- meiner Bewertungsmaßstab dienen. Nimmt man statistischgemäß den Jahreswert der deutschen Getreideproduktion mit etwa 2.250 Mill. Mk. und den der Stein- und Braunkohlenförderung mit 3f. 2.700 „ „

beider zusammen also mit rund 5.000  
an, so würde bei dem notwendigen Geldbedarf von etwa  $4\frac{1}{2}$  Milld. Mk. dessen Gegenwert immer in irgend einer sichtbaren Form vorhanden sein, unser Geld also bei weitem sicherer fundiert erscheinen, als das jetzige auf seiner doch sehr problematischen Goldbasis.

Das wirklich Neue und Wesentliche wäre aber, es dann durch eine befristete Umlaufzeit zu den Monopolkassen zurückzuzwingen, um so wenigstens der **direkten** Geldhamsterei ein wirksames paroli bieten zu können. Hinsichtlich der indirekten aber, die da meint, das Geld über Banken, Sparkassen und Wertpapiere zu unbegrenzten Reich- tümern aufhamstern zu können, wollen wir uns jetzt zur Abwechslung wieder einmal so eine kleine Utopie gönnen und uns in das Jahr 1928 zurück versetzen, in dem ja der Kulminationspunkt der „Prosperität“ ungefähr erreicht war und noch die Möglichkeit bestand, das Ab- gleiten in die „Weltkrise“ zu verhindern. In einer dunklen Ahnung dessen, was da kommen sollte, hätte sich damals das deutsche Volk das Wort gegeben, alles was es von seinem Einkommen nicht ver-

brauchen wollte oder konnte, nicht mehr zu „kapitalisieren“, sondern es einfach einem, natürlich auf der Höhe der Situation stehenden Finanzminister zur freien Verfügung zu stellen, u. zw. hätte man sich auf 8000 Mk. als Höchstgrenze der Ausgaben eines jeden Einkommenbezieher geeinigt. Das deutsche Volkseinkommen wird nun für diese Zeit von der Statistik mit 75.4 Milliarden Mark angegeben, seine Stufung wie folgt:

Höhe des Einkommens	Anzahl der Einkommenbezieher in Tausenden	Einkommen in v. H. der Gesamtsumme
0—1200 Rm.	17,625	29,15
1200—3000 „	9,941	32,61
3000—5000 „	1,991	13,95
	29,557	75,71
5000—8000 „	780	8,88
	30,337	84,59
8000—über 100.000 Rm.	468	15,41
	30,805	100.—

Zu diesen, dem statistischen Jahrbuch des Deutschen Reiches für 1931 entnommenen Zahlen, sei zunächst bemerkt, daß ohne weiteres angenommen werden kann, daß nicht alle Einkommen ganz erfasst worden sind und gerade die großen Einkommen, um die es uns hier am meisten zu tun ist, in Wirklichkeit bedeutend höher sind. Nun können wir aus der Statistik noch ersehen, daß im Jahre 1928/29 sich in Deutschland die Sparkasseneinlagen der 16 Millionen Einleger, also der niedrigeren Einkommenschichten, allein um rund 2 Milld. Mk. erhöht haben, während über die anderen „Kapitalanlagen“ diesbezügliche Zahlen leider nicht zu finden sind. Man kann aber annehmen, daß auch die mittleren Schichten einen doch mindestens gleich hohen Betrag „zurückgelegt“ haben werden und kommen daraus zu folgendem Ergebnis:

Von dem gesamten Volkseinkommen (75,400 Milld. Mk.) machen die Einkommen von 0—8000 Mk. 84,59 Prozent aus, d. i.	63,780 Milld. Mk.
wobon gespart wurden	4,000 „ „
also nur <b>direkt</b> verausgabt worden sind	59,780 Milld. Mk.
Hierzu kommen noch die direkten Ausgaben der jetzt mit 8000 Mk. limitierten 468,000 Einkommen über 8000 Mk., die wir ohne weitere Einschränkung mit $468,000 \times 8000 =$	3,744 „ „
einsetzen wollen, so daß also von dem ganzen erfaßten Volkseinkommen von	75,400 Milld. Mk.
direkt nur verausgabt wurden	63,524 „ „
also als „kapitalisiert“ übrig bleiben rund	12,000 Milld. Mk.

Nehmen wir noch an — was ja ganz ausgezeichnet in den Rahmen einer Utopie hineinpaßt — daß es unserem präsumtiven

Finanzminister gelungen sei, auch noch alle vordem nicht erfaßten Einkommen mit schätzungsweise 3,000 Milld. Mk. seinem Dispositionsfonds einzuverleiben, so würde dieser rund 15,000 Milld. Mk. betragen haben.

Als Probe auf's Exempel können wir die Schätzung Helfferichs (siehe Teil I, Seite 18) heranziehen, zufolge welcher die Kapitalbildung im Jahre 1913 8—8½ Milld. Mk. betragen hat, bei einem Volkseinkommen von 43 Milld. Mk., gegen 75,4 Milld. Mk. in unserem Falle. Da anzunehmen ist, daß die Kapitalbildung doch mindestens im gleichen Verhältnis wie das Volkseinkommen gestiegen ist, so kommen wir also auch auf diesem Wege zu dem gleichen Resultat von etwa 15 Milld. Mk.

Wir brauchen den Zeitraum unserer Utopie nur entsprechend zu verlängern, so würde es sich nicht um einen einmaligen Betrag handeln, sondern um ein jedes Jahr wiederkehrende — — ? ? Ja, als was sind diese, tatsächlich doch den Banken, Sparkassen etc. zugeflossenen 15 Milld. Mk. in Wirklichkeit zu qualifizieren? — Wieder so eine alberne Frage, nicht wahr, wo es doch bald schon jedes Kind in der Wiege weiß, daß ein solch' mächtiges Wachsen der „Kapitalanlagen“ eine ebenso große Vermehrung des Volksvermögens ist, ein untrügliches Zeichen wachsenden Wohlstandes, wenn nicht die Prosperität selbst. Also ist das deutsche Volk auf diese Art und Weise in den verfloffenen 6 Jahren um  $6 \times 15$  Milld. Mk. = 90 Milld. Mk. „reicher“ geworden, wogegen es in unserem glücklicherweise ja nur hypothetischen Falle jetzt um diese 90 Milld. Mk. „ärmer“ sein würde, was gar nicht auszudenken ist! —

Der Leser mag nun selbst entscheiden, wo da die Utopie eigentlich zu suchen ist.

Wir möchten hierzu nur noch das eine sagen: Niemand kann uns den Vorwurf machen, hier irgendwo einer gedankenlosen Gleichmacherei das Wort geredet zu haben; wenn es aber einerseits Einkommen von 0—1200 Mk. gibt und andererseits solche von hunderttausenden und Millionen, so ist das, in Anlehnung an ein politisches mot d'esprit gesprochen, schlimmer als ein soziales Verbrechen, es ist wirtschaftlicher Blödsinn.

Das auf solch' unverdaulichen Einkommen üppig wuchernde Prozentum, der einander überbietende Luxus in Prachtpalästen, goldenen Badewannen, Diamantendiadems, Lukullusmählern usw., neben dem Kampf um das Allernotwendigste der ewig armen Teufel, das ist das würdige Gegenstück zu den üppigen Harems unserer afrikanischen Rindviehzüchter von Seite 21.

Ein klassisches Beispiel dafür, daß ein Unsinn nur wieder Unsinn in die Welt setzen kann. Naturgesetz. — Der Unsinn fängt damit an, daß man das Geld in einem seiner Zweckbestimmung diametral entgegengesetzten Sinn als Mittel zum Reichwerden ansieht. Der Appetit kommt bekanntlich beim Essen und Not macht erfinderisch. So ersann man, als es sich bald zeigte, daß das vorhandene Geld bei weitem

nicht für den damit erzeugten Appetit hinreichte, die kapitalbildende Vervielfältigungsmaschine, die genialste Erfindung aller Zeiten. Genial und dabei, wie alles geniale, so einfach: Man tut alles Geld, dessen man habhaft werden kann, in die Maschine hinein, die es nun registriert, addiert und wieder auswirft, fängt das ausgeworfene Geld wieder auf — Sache der Geschicklichkeit — tut es abermals in die Maschine, die es nochmals registriert, addiert und auswirft und so weiter ad infinitum. So wird das Geld nie alle, genau so wie bekanntlich die Dummen nie alle werden. Die Endsummen ergeben dann die dergestalt entstandenen Vermögen. Man sieht, das reinste Ei des Kolumbus. Als man diese großartige Erfindung dadurch noch wesentlich verbesserte, daß man dem Gelde bei seinem Durchlauf durch die Maschine die in ihm enthaltenen Zinsen extrahierte und als Nebenprodukt gewann, da kannte natürlich der Ansturm aller Gernereichen keine Grenzen mehr. Aber nun wollte man von seinem Reichtum selbstredend auch etwas haben, und so sah man sich vor die Aufgabe gestellt, für seine doch etwas zu abstrakten Werte die entsprechenden Gegenwerte zu schaffen. Für unsere genialen Erfinder im Zeitalter der Maschinenteknik natürlich ein Kinderpiel.

So werden die abstrakten Endsummen der kapitalbildenden Wundermaschine immer runder, die konkreten Vorräte aus der Produktion immer größer. Bald weiß man schon nicht recht mehr, wohin damit. Der Konkurrenzkampf, vorerst noch der „friedliche“, entbrennt auf der ganzen Linie. Time is money. Zeit ist Geld! So sucht man sich mit Blitzzügen, Blitzdampfern, Blitzgesprächen nur zu dem Zwecke überall zuvorzukommen, um sich gegenseitig blitzartig unterbieten zu können. Aber was kann diese Blitzdummheit viel helfen?! Die kapitalgebildeten Summen gehen bereits hoch in die Milliarden und keiner weiß, wie die schreckliche Maschine zum Stehen zu bringen. Und selbst wenn — wer es auch nur versuchen würde, man risse ihn in Stücke. Also erhöhte Produktion, gesteigertes Arbeitstempo! Das Ganze wird zu einem Wettlauf der Maschinen, die kapitalbildende den anderen immer weit voraus. Schon ist man so weit, die Vorräte, um „die Preise zu halten“, zu vernichten, sie zu verbrennen, ins Meer zu schmeißen und — hungert dabei! Kulminationspunkt des Blödsinns? Noch nicht; noch kann man ja, Gott sei Dank, in Kanonen, Bomben und Granaten Vorräte eigens zu dem Zwecke herstellen, — sie zu vernichten? O, Gott bewahr! So weit denkt man nicht; aber man muß doch irgend etwas tun, um die Zeit zu Geld zu machen. Doch, man hat so seine Erfahrungen aus dem friedlichen Konkurrenzkampf: Der fromme Wunsch des Stärkeren den schwächeren Konkurrenzen knock out zu schlagen, ward da oft genug zur Tat. Also muß man, wohl oder übel, rüsten, um den durch die Rüstungen gefährdeten Frieden zu erhalten. Alles die gleiche Logik, die aus der Zeit Geld macht. So wachsen die Kriegsrüstungen im gleichen Verhältnis zu dem kaum mehr zu bändigenden Friedenswillen. Tempo! Tempo! Die Arbeit ist nicht mehr Mittel zum Zweck, sie ist Selbstzweck geworden. Der Mensch arbeitet nicht mehr um zu leben, er lebt nur mehr um zu arbeiten. —

Bis dann der Unsinn zum Monstrum wird, das auch noch die letzten Reste von Vernunft erdrückt. Und in logischer Konsequenz dieser Logik erfolgt nun die Umstellung aller Begriffe. Der Mensch ist auf einmal nicht mehr zum Arbeiten auf der Welt, im Gegenteil gilt es jetzt alles das wieder zu zerstören, was man vorher im wahn sinnigen Arbeitstempo geschaffen hat, sich selbst nicht ausgenommen. Sachschaden? Körperverletzung? Mord? Pah! Der Krieg heiligt alle Mittel. Und, für diese Logik mit Recht. Denn — und das ist der Groteske würdige Pointe, — der Krieg wird wirklich zum Retter aus den ärgsten kapitalbildenden Nöten: Die unerbittlich Tag und Nacht ratternden Maschinen werden endlich still. Millionen gequälter Sklaven der Arbeit stürmen hinaus in eine andere Welt, eine Welt in der Zeit nicht mehr Geld ist. In einem dunklen Drang nach Vergeltung vernichtet man jetzt mit wahrer Wollust alles, was man nur vernichten kann, und schont auch sich und seinesgleichen nicht. Besonders aber hat man es auf den Vandalen im gegenüberliegenden Schützengraben abgesehen, für dessen Gemeinheit es überhaupt keine Worte gibt. — Bis dann schließlich die aufgepeitschten Nerven abgeklungen sind und man die Geschichte reichlich satt bekommt. Man hat inzwischen auch Gelegenheit gehabt, sein Gegenüber im Schützengraben näher kennen zu lernen und mit einiger Verwunderung feststellen müssen, daß man eigentlich keinen Grund habe, ihm gar so übel zu wollen, es sei denn darum, daß er genau so dämlich gewesen ist, als man es selbst war. So dreht man sich denn ohne jegliches Verlangen sich in einer ähnlichen Situation wiederzusehen den Rücken und kehrt, je nachdem man nun meint Sieger oder Besiegter zu sein, mehr oder weniger beklommenen Herzens zum heimatlichen Herd zurück. Mag auch dort mancher ein ganz unerwartetes Plus vorfinden, so kann man doch im großen und ganzen mit dem Resultat der Fortsetzung seiner Politik mit anderen Mitteln ganz zufrieden sein. Nachdem fast alles so gründlich zerstört, verbraucht und verpulvert worden ist, wie kein noch so friedlicher Konkurrenzkampf es je vermocht hätte, gibt es vorerst wieder Arbeit und Brot in Hülle und Fülle für die einen, gute Geschäfte und fette Dividenden für die anderen. Die vielen Witwen, Waisen und Kriegsverstümmelten sind zwar ein großer Tropfen bitteren Wermuts in diesen Freudenbecher, aber alles Gute ward noch nie beisammen auf dieser kapitalistischen Welt. Und die Gefallenen? Nun, sie sollen nicht umsonst gestorben sein: Noch gibt es ja die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln, und die kapitalbildende Wundermaschine, die hat man ja durch alle Gefahren hindurch glücklich gerettet. Also frisch an die Arbeit! Zeit ist wieder Geld. Eine neue Welle der Prosperität rollt heran und das Rad des „Zyklus der Phasen“ kann sich weiter drehen. Die wissenschaftlich geschulten Fachmänner aber haben bis zum nächsten Mal Zeit sich in aller Ruhe darüber zu streiten, wie es kommt, daß man bei dieser Haspellei bald oben, bald unten ist. Quousque tandem?

Und mit der gleichen Logik, mit der man nach der „Inflation“ die kapitalistischen Schulden wieder für sakrosankt erklärte, holt man nun die verschiedenen einstweilen in die Eke gestellten Rechtsbegriffe wieder

herbor und präsentiert sich gegenseitig die Rechnungen. Allerdings, der Glaube, daß wenigstens damit, wenn man nur auß richtige Pferd tippte, ein gutes Geschäft zu machen sei, ist durch die im letzten Weltkrieg gemachten Erfahrungen doch arg erschüttert worden. Das damit in die Welt gesetzte internationale Schuldenproblem ist für alle, die es nicht durch die Geldbrille ansehen, längst kein Problem mehr. Diese Schulden werden, wie es der Verfasser schon vor Jahren prophezeit hat, nie bezahlt werden, weil sich ein Unsinn eben nicht realisieren läßt. Daß die Zahlung nicht in Geld erfolgen kann, das haben nun bald schon die Begriffstüchtigsten begriffen; sie wird aber auch nicht „in Waren“ erfolgen, selbst wenn es von noch so autoritativer Seite versichert wird.

Der Leser wird sich noch entsinnen, wie er in seiner kleinen Dufelei (Seite 67) den Gegenwert seines Tausenders in angenehmen Nichtstun in Zeit verwandelt hat. Etwas ähnliches müßte geschehen, wenn die Schuldnerstaaten die Kriegsschulden in Waren bezahlen würden. So wie Du, lieber Leser, es dort getan hast, müßte der Gläubigerstaat die ihm dergestalt gratis und franko ins Haus gelieferte Zeit irgendwie „totzuschlagen“ versuchen. Na, das wäre ja gar nicht so schlimm, meinst Du in sehnsüchtigem Gedenten an Dein damaliges Dolce tar niente. Gewiß nicht, wenn die kapitalbildende Mentalität nicht wäre, die doch alle Zeit dringendst selbst benötigt, um sie möglichst über die Arbeit in Geld zu verwandeln. Aber selbst wenn es anders sein würde: „Waren“ lassen sich doch auch nicht so, mir nichts, dir nichts, aus dem Boden stampfen wie etwa „Kapital“. Jede Ware ist Leistung und erfordert als solche eine entsprechende Gegenleistung. Deshalb ist es ja auch eine Selbstverständlichkeit, daß der Waren- und Leistungsaustausch zwischen den Völkern sich dem Werte nach die Waage halten muß. Wenn es nicht der Fall ist, so ist dies, wie ja bereits Seite 28 gesagt wurde, ein Zeichen von Mißwirtschaft. Die Waren aber, um die es sich bei den Kriegsschulden handelt, sind doch, soweit sie nicht gar abstrakter Art sind (Reparationen), schon längst entweder im wahren Sinne des Wortes verpulvert oder sonstwie verkonsumiert worden.

Wenn man sich aber allen diesen schlechten Erfahrungen zum Trotz immer wieder am Rand der Kriegsgrube herumtreibt, auf die Gefahr hin hineinzustolpern, oder von anderen hineingestoßen zu werden, so hat dies seinen ernstesten Grund: Die Geister, die man rief, man vermag sie nicht mehr zu bannen. Denn, was kann es schon viel helfen, wenn man durch einen gelegentlichen Aderlaß, wie „Inflation“, „Devalvation“, „Abwertung“, oder mit welch' sonstigem gefälligen Schlagwort man seinen Kindern den wahren Zusammenhang der Dinge verheimlichen will, — man schlägt ja damit doch nur den Sack und meint den Esel, entwertet das Geld, um all die kapitalistischen „Vermögen“ zu verwässern — den zum Monstrum angefütterten Patienten vor dem drohenden Schlaganfall rettet? Für die kapitalistische Welt ist neue Kapitalbildung doch Lebensbedingung, und so landet man stets dort, wo man auch jetzt wieder gelandet ist, zwischen den beiden Eventualitäten: Chronische Krise oder — Krieg. Wobei, wie wir ja soeben gesehen

haben, der Krieg nur so eine Kur à la Doktor Eisenbart ist, das Problem aber auch nicht zu lösen vermag. Woraus sich die Frage ganz von selbst stellt, welches denn eigentlich die Probleme sind, die der Krieg lösen soll? Und wenn wir da genauer hinschauen, so ist es alles Geist von einem Geiste, nämlich dem Geist, der die kapitalbildende Wundermaschine erfand. Die Sucht, durch gegenseitige Uebervorteilung Reichtümer zu erwerben und anzuhäufen, — denn darauf läuft doch die ganze kapitalbildende Spiegelfechterei hinaus — mußte die Menschen zu ihrer widersinnigen egozentrischen Denkungsart führen. Mit dem alles beschönigenden Schlagwort vom „Kampf ums Dasein“, womit das Leben und Wohlleben des Einzelnen und jeder einzelnen Nation zum Selbstzweck erhoben und so in betontem Gegensatz zu den übrigen gestellt wird, woraus sich dann wieder eine jede Gemeinheit, ein jedes Verbrechen, ein jeder Krieg als „heiliger Egoismus“ rechtfertigen läßt, hat sich der Mensch wieder auf das tierische Niveau gestellt, den ihn doch das höchste ihm von der Natur gegebene Geschenk, der Funke göttlicher Vernunft, für immer entrückt haben sollte. Und man wird doch, mag es auch noch so schwer fallen, die Vernunft wieder zu Worte kommen lassen müssen, wenn man diesen modernen Heiligen Geist überwinden will.

Wir brauchen hierzu nur auf das bereits im ersten Teil dieser Abhandlung Gesagte zurückzugreifen: Das Wirtschaftsgehehen sei einem Zellengebilde vergleichbar, in dem das Ganze den gleichen Gesetzen unterworfen ist, wie die einzelnen Teile. Dementsprechend ist dann der Begriff des Gemeingutes (Seite 44) nicht auf ein Wirtschaftsgebiet allein zu beschränken, sondern umfaßt die ganze bewohnte Welt. Und ist nicht von Natur aus die Erde Gemeingut aller Menschen? Aber nicht etwa in dem Sinne: Teile mit mir, was Du mehr hast als ich, sondern im treuhänderischen Sinne, der es jedem Volke zur Pflicht macht, das ihm durch Schicksalsfügung zugefallene Stück Erde zum Besten aller zu verwerten. Es soll daher weniger darauf ankommen, daß ein jedes Volk alles, was es braucht schlecht und recht selbst produziert, als möglichst „autark“ wird, sondern daß es in erster Linie das produziert, wozu es selbst und sein Land am geeignetsten ist. Dann braucht sich auch ein Volk nicht damit abzurackern, durchaus etwa seinen ganzen Bedarf an Ackerbauprodukten einem kümmerlichen Boden unter undankbaren klimatischen Verhältnissen abzurufen, oder gar zu minderwertigen Ersatzprodukten seine Zuflucht zu nehmen, sondern man überläßt solche Kulturen den Bewohnern der dafür von der Natur besonders gesegneten Landstriche, die man dafür wieder mit den notwendigen Maschinen und sonstigen Industrieerzeugnissen aus den in dieser Hinsicht bevorzugten Ländern beliefert. Die technisch vorgeschrittensten Völker versorgen die Welt mit den Spitzenleistungen der Technik u. s. f.; anstatt daß man aus politischen Landesgrenzen wirtschaftliche Barrikaden macht. Es wird dazwischen immer noch Spielraum genug bleiben für einen gesunden, dem kulturellen Fortschritt dienenden Wettbewerb, aber in einer ganz anderen als der derzeitigen engstirnigen Auffassung, bei der dieser Wettbewerb in einem Konkurrenz-



kampf der Preise gipfelt, der schließlich in eine atavistische Kriegsbarbarei ausmündet, und das Kulturniveau anstatt es zu heben, herabdrückt.

Man wird das Problem da anfassen müssen, wo es jeder Schuljunge anpacken würde, nämlich mit dem Rechenstift, wie man es ja nun endlich mit den mehr und mehr in Mode kommenden „Planwirtschaften“ tut. Nur darf man auch da nicht wieder an den Landesgrenzen Haltmachen, sondern muß zielbewußt auf eine allgemeine Weltplanwirtschaft zusteuern, die der landläufigen Idee des Konkurrenzkampfes, der Ueberproduktion in einem Lande bei Mangel im anderen, der Wirtschaftskrise im allgemeinen und dem „Zyklus der Phasen“ im besonderen, ein für allemal ein Ende bereitet. Ein überstaatlicher Verrechnungshof wird dann auch dem ganzen Devisenjammer den Garaus machen.

Für die Neunmalweifen und alle Interessentencliquen werden dies natürlich ganz unmögliche Utopien sein. Es wird aber ihnen zum Trost die Zeit kommen, wo man auf sie und das Zeitalter der ökonomischen Kriege nur mehr mit Achselzucken zurückblicken wird.

Der Ausgangspunkt für eine solche vernunftgegebene Weltordnung könnte das allerdings bislang ebenfalls in seiner Größe kaum verstandene Kolonialproblem sein. Allmählich scheinen ja einigen Völkern die hier gegebenen Möglichkeiten aufzudämmern. Es liegt eine geradezu unverzeihliche Beschränktheit darin, auf „Kolonien“ als auf etwas minderwertiges geringschätzig herabzublicken; und da dies leider auch bei uns noch vielfach geschieht, so möchten wir diesen Kurzsichtigen so en passant noch sagen, daß, wenn das Vorkriegsdeutschland seinen Kolonialbesitz in wirklich nationalpolitischem Sinne ausgewertet hätte, es wohl nie diesen Weltkrieg gegeben haben würde, oder er dann bestimmt einen ganz anderen Ausgang genommen hätte. Kolonialbesitz ist Bodenbesitz, der gerade in den klimatisch meist so begünstigten Tropen und Subtropen von unschätzbarem Werte ist. Allerdings darf man auch dort nicht ernten wollen, wo man noch gar nichts getan hat, um überhaupt säen zu können. Möge das Deutsche Volk, wenn es, was ja zu erwarten ist, seine Kolonien wiederbekommt, nicht nochmal den Fehler begehen, sie als etwas Nebensächliches oder gar Minderwertiges anzusehen. Man braucht nur zu überlegen, daß auch Amerika einst für Europa genau so gut ein „Kolonialland“ war, wie es heute Afrika noch ist, um eine Ahnung von den hier noch schlummernden Zukunftsmöglichkeiten zu bekommen. Sie zu vollem Leben zu erwecken, wird es allerdings einer großen, sich über Generationen erstreckenden Pionierarbeit bedürfen. Und hierzu werden die Besten der Nation gerade gut genug sein, und nicht etwa die Schlechtesten.

Bei diesem, wie bei allen anderen hier aufgeworfenen Problemen konnten wir innerhalb des uns gesteckten Rahmens natürlich nur kurze Fingerzeige für den dabei der Menschheit vorgezeichneten Weg geben. Dies aber keinesfalls etwa im Sinne von „Patentlösungen“, als was ein Kritikus sie angeblich ansieht, der uns vorwirft, „wir vereinfachten die Probleme in einer Weise, daß man nur mehr von

Prokrustesbett-Methoden sprechen könne“. Es sind das alles nicht mehr und nicht weniger als die logischen Rückschlüsse aus naturbedingten Tatsachen, und wer da glaubt, sie ins Lächerliche ziehen zu sollen, der hat sie entweder nicht begriffen oder will sie nicht begreifen. Nicht wir vereinfachen die Probleme, sondern die kapitalistische Begriffsverwirrung macht aus den einfachsten Problemen einen Herzensabbat, in dem sich dann seine Urheber selbst nicht mehr zurecht finden. Wobei die Frage noch offen bleibt, ob es aus Unverstand oder mit Absicht geschieht. Jedenfalls muß diese Art von Staatskunst für jeden, der sie aus der Vogelperspektive verfolgt, als die Kunst erscheinen, Schwierigkeiten zu schaffen, eigens zu dem Zwecke, sie lösen zu können.

Wenn man in diesem Zusammenhang schon von Prokrustesmethoden sprechen will, so ist es gerade die kapitalistische Welt- und Wirtschaftsordnung, die sich solcher Methoden bei der Ueberwindung ihrer selbstgeschaffenen Nöte befleißigt.

Muß es da erst noch ausdrücklich gesagt werden, daß eine planvoll durchdachte, allen vernünftigen Anforderungen gerecht werdende Weltwirtschaftsordnung, wie wir sie meinen, in dem derzeitigen System des vom Geldgötzen dirigierten „Spiels der freien Kräfte“ nie und nimmer verwirklicht werden kann? Es wird da erst einer umstürzenden Weltrevolution bedürfen, aber keiner Revolution von Blut und Terror, sondern einer Revolution der Geister, oder vielleicht besser, einer Evolution in den menschlichen Denkapparaten, die sich in diesem Ausmaße aber erst über Generationen vollziehen kann. Wie alles neue, so wird sich auch die daraus erstehende neue Welt- und Wirtschaftsordnung erst aus sich selbst heraus folgerichtig entwickeln und gestalten können, und so ist es uns auch niemals in den Sinn gekommen, hier irgendwie „Patentlösungen“ geben zu wollen, weder direkt noch indirekt. Im Gegenteil, wir überlassen dies gerne allen, die sich dazu berufen fühlen, und bescheiden uns ganz und gar damit, die wahren Ursachen der Weltkrise und der damit eng zusammenhängenden „Konjunkturschwankungen“ klar und unwiderlegbar bestimmt zu haben.

Und wenn wir darüber hinaus noch den Beweis erbrachten, daß — was für den Verfasser schon seit jener erleuchtenden Viertelstunde am Fuße der ägyptischen Sphinx feststand — das volkswirtschaftliche Geschehen letzten Endes auf eine Zeitwirtschaft hinausläuft, so sind damit Ursache und Wirkung, die man bisher immer verwechselt hat, jedes auf seinen Platz gestellt, und die Diagnose lautet nun:

Die „Krise“ mit allen ihren Begleiterscheinungen resultiert aus einer durch die Mißwirtschaft mit dem Gelde hervorgerufenen Mißwirtschaft mit der Zeit, beide darauf hinauslaufend: **Die durch die fortschreitende Maschinenteknik im Arbeitsprozeß gewonnene Zeit über Arbeit und Geld in persönlichen Reichtum umwerten zu wollen.**

Das Problem ist also zeittechnischer und finanztechnischer Art. Finanztechnisch läßt es sich im kapitalistischen Wirtschaftssystem klassisch überhaupt nicht lösen, weil — worauf schon Seite 62 hingewiesen wurde — dieses im Grunde genommen ein sinnwidriges Schmarozersystem ist. Gleich den analogen Vorgängen in

der Natur, mag es so lange angehen, als es sich in den Grenzen des Möglichen hält, wenn aber erst die Schmaroker — die kapitalistischen Darlehen — den Schmarokerwirt — die Wirtschaft — überwuchern, so müssen bald beide Teile Not leiden. Wenn man also schon glaubt ohne „Kapitalbildung“ nicht auskommen zu können, so darf man diese nicht einer ungezügelten, rein egoistisch eingestellten „Privatinitiative“ überlassen, sondern muß sie wenigstens durch planmäßige Staatsregie in zweckdienlichen Grenzen halten.

Um aber die zeittechnischen Auswirkungen der aus der Kapitalbildung entspringenden Mentalität überwinden zu können, wird man erst den wahren Wert der Zeit erkennen müssen. Wollen wir unsere Zuflucht nicht zu einer dunklen Mystik nehmen, so hat unser Dasein nur den einen erfassbaren Sinn: Entwicklung zur Erkenntnis. Auch alle Entwicklung ist ein Zeitgeschehen und in diesem höheren Sinne wird die Zeit zum kostbarsten Gut des Menschen. Sein Entwicklungsgang erstreckt sich aber doch über Aeonen; warum also das überhebliche Geizen mit Minuten und all dieses nervenzerstörende Hasten und Jagen?! Wenn man die ansonsten himmelwärtstreibende Kraft schöpferischer Arbeit derart zu einer das Groß der Menschheit an den Platz geschmiedet haltenden Frohn macht, so zeigt man nicht etwa daß man den Wert der Zeit begriffen hat, sondern daß man es nicht hat.

Der Gipfel der Gedankenlosigkeit aber ist es, durch das Schlagwort: „Zeit ist Geld“ diese beiden auf ein und dieselbe Stufe zu stellen. Die letzte Frage des scheidenden Lebens an den Menschen lautet: „Was hast Du mit Deiner Zeit getan?“ Und nicht etwa, wie hast Du mit Deinem Gelde gewirtschaftet.

An der Zeit gibt es nichts zu drehen und nichts zu deuteln; sie ist. Geld dagegen? — Nun, was würde wohl geschehen, wenn die Menschen ihre zum Idol erhobenen Geldnoten und sonstige Wertpapiere mit den dazu gehörigen heiligen Bankfolianten samt und sonders in Rauch und Flammen aufgehen lassen würden und ihre vergötterten Goldbarren kurzerhand ins Meer schmeißen, dort, wo es am tiefsten ist? — Wirtschaftliches Chaos? Selbstzerfleischung? Leicht möglich; aber doch nicht etwa als Vergeltung der über eine solche Blasphemie empörten Naturgewalten, nein, nur weil wir über unseren Götzendienst zu so brutalen, jeder wirtschaftlichen Selbstzucht baren Egoisten geworden sind, daß wir ohne die Antriebskrute Geld einerseits, und die Zwangsjacke Geld andererseits, nicht mehr miteinander auskommen können.

Jetzt, am Ende unseres Gedankenganges, erhebt uns da von selbst die Frage: Sind das nun die Früchte von Dummheit? Oder von Lüge? Oder von beiden? — Nun, was ist es wohl, wenn der vertrauensfelige Untertan sich am Abend ahnungslos die Schlafmütze über die Ohren zieht und mit der Schreckensnachricht geweckt wird, daß über Nacht „die Spekulation“ wieder einmal „wütende Angriffe“ auf seinen Gulden, oder Franken, oder Dollar unternommen hat, und nun all die gewiegten Finanziers von klingenden Namen mit fliegenden Rockschößen zur „Rettung“ besagten Guldens, oder Frankens oder Dollars

herbeigesürzt kommen? Oder wenn — kapitalbildende Logik — gerade die Währungen der an Naturschätzen reichsten Länder mit den schwersten Goldbarren zuerst ins Wackeln geraten, hingegen die der armen Schlucker unter den Völkern fest wie ein Fels in der Meeresbrandung stehen?

Mundus vult decipi?

Nun, in den Augen derjenigen Herrschaften, welche die Polster- und Holzklaffen des Lebens deshalb für unentbehrlich erachten, damit sie selbst Salonwagen fahren können, mag die „große blöde Masse“ eine Staatsnotwendigkeit sein. Für die Ruh ist auch die dümmste Stallmagd Krone der Schöpfung.

Im Wettbewerb der Nationen aber wird schließlich doch diejenige Sieger bleiben, die geistig am höchsten steht. Für alle moralisch und intellektuell Bequemen ist das alles selbstredend unzeitgemäße Ideologie. Dafür werden ihre Spigonen auch die obligaten Krokodilstränen von wegen der einst so schmäzlich verkanteten Wahrheit umso reichlicher fließen lassen. Das wäre noch zu ertragen, selbst von solchen weltfremden Sonderlingen, die auch heute noch die Wahrheit ihrer selbstwillen lieben. Ganz und gar nicht erträglich ist es aber, daß wir anderen, wir und unsere Kinder, es tagtäglich am eigenen Leibe zu spüren bekommen müssen, daß sich das Zusammenleben der Menschen und Völker nicht ewig auf einer Lüge aufbauen läßt. Hier hat also der Scherz sein Ende.

Und damit findet auch diese Schrift und der Kampf, der in ihr und mit ihr für die Wahrheit geführt wird, seine Rechtfertigung. Der Sieg wird hier umso schwerer zu erkämpfen sein, als die Gegenseite in der Dummheit einen unüberwindlichen Bundesgenossen gefunden hat, den sie sich um jeden Preis erhalten will.

Sie weiß: Geld regiert nur die Welt — der Dummen.

Drum, lieber Leser, der Du uns bis zum Schlusse treue Gefolgschaft geleistet hast und gerne mithelfen willst, diesen Dir nun sattfam bekannt gewordenen Geist, der die eigene Tüchtigkeit hauptsächlich darin sieht, die Tüchtigkeit der anderen tüchtig auszunützen, zu überwinden: Gedenke des Fetischtanzes unserer schwarzen Mohren und beherzige das Motto, das der Verfasser seinem Gedankengang mit auf den Weg gegeben hat, denn auch für uns weiße Mohren führt der Weg ins Freie und aufwärts nur über die Trümmer des Geldgötzen.

## Druckfehlerberichtigungen:

Seite 14, 6. Zeile von unten lies: so seine anstatt so eine.

Seite 20, Fußnote lies: Lloyd George anstatt Lloyd Geoger.

Seite 26, 2. Zeile von oben lies: Arbeitsteilung anstatt Arbeitsleitung.

Seite 75, Titelzeile lies: Arbeitsfron anstatt Arbeitsfrohn.

Seite 91, 20. Zeile von oben lies: Fron anstatt Frohn.